

Niederlausitzer Geschichten

Eine populärwissenschaftliche
Erzählung von
Heinz-Christian Hübner

Vorwort

Sie blickt Dich an.
Nicht fordernd, nicht flüchtig – sondern
wie jemand, der schon lange wartet.

Ihr Gesicht ist still, doch in ihren Augen
liegt Bewegung: Spreewasser, das Geschi-
chten trägt. Wind, der durch die Linde
flüstert. Nebel, der nicht verbirgt,
sondern enthüllt.

Dies ist kein Buch über Daten.
Es ist eine Erzählung über Spuren – über
das, was bleibt, wenn die Jahreszahlen
längst verweht sind. Die Lausitz spricht
hier nicht als Landschaft, sondern als
Gedächtnis. Sie sitzt bei der Linde, reicht
einem Kind Blumen, zeigt auf das Reh
im Birkenhain – und öffnet ein Buch,
dessen Seiten aus Dunst bestehen.

Wer ihr folgt, wird nicht belehrt, sondern
eingeladen.

Niederlausitzer Geschichte(n)

Eine populärwissenschaftliche Erzählung von Heinz-Christian Hübner



picture alliance/dpa – Patrick

Die Einleitung:

Wo die Lausitz zu flüstern beginnt - Eine literarische Rückblende

Ich bin die weite, stille Lausitz – wo Nebel über Flüssen hängen und Geschichten im Wind flüstern. Ich war Wald, bevor ihr kamt. Ich war Wasser, bevor ihr trankt. Ich war Stille, bevor ihr fragtet.

Und der Leser? „Der wird lauschen. Wenn wir gut erzählen.“

Ein Moment der Stille.

Dann sprach die Lausitz weiter, langsam, wie eine Flussbiegung: „Ich will ihnen erzählen. Von dem, was war, bevor sie kamen. Von den Stämmen, die keine Namen hinterließen, aber Spuren. die ruhig schimmern wie Nebel über dem Moor: mystisch, poetisch, wissend, den Ton setzend für das, was folgt – eine Reise durch Zeiten, die nicht linear verlaufen, sondern wie Erinnerungsfäden miteinander verwoben sein werden. Von den Germanen, die ihre Götter in Hainen suchten. Von den Slawen, die mir neue Worte gaben. Von Darbot, dem Jungen, der sah, was andere übersahen.“

„Und von den Städten“, raunte der Wind. „Von Lübben, Luckau, Spremberg. Und von Senftenberg, deinem letzten Kind.“

„Ja“, sagte die Lausitz. „Von den Mauern, die wuchsen. Von den Eiden, die gesprochen wurden. Von den Urkunden, die mehr galten als Blut.“

Der Wind tanzte kurz, wirbelte ein paar Blätter auf. „Aber nicht alles. Nicht jedes Jahr. Manche Jahrzehnte sind nur Stille.“

„Und auch die Stille spricht“, antwortete die Lausitz. „Ich werde sie deuten.“

„Dann lass uns beginnen“, sagte der Wind. „Du mit deiner Tiefe. Ich mit meiner Weite.“

Und die Lausitz begann zu erzählen:



Ich erinnere mich an die ersten Schritte, die nicht von Tieren stammten. Sie waren vorsichtig, tastend, wie von Menschen, die nicht sicher waren, ob sie bleiben durften. Es war um die Zeitenwende, als die Germanen kamen — Semnonen, Sueben, vielleicht auch andere, deren Namen längst verweht sind. Sie bauten ihre Häuser aus Holz und Lehm, nahe dem Wasser, aber nicht zu nah. Sie kannten meine Launen.

Sie jagten, sie sammelten, sie opferten. Ihre Götter waren in den Bäumen, in den Steinen, in den Schatten. Ich sah sie tanzen um Feuer, das sie ehrten wie einen Bruder. Sie sprachen wenig, aber ihre Hände waren klug. Sie schnitzten, mahlten, webten. Und sie blieben — nicht lange, aber lang genug, dass ich sie nicht vergaß.

In Brieske, in Großräschen, in den Hügeln bei Sedlitz fand man später ihre Spuren. Scherben, Gruben, Knochen. Ich bewahrte sie, wie man Erinnerungen bewahrt: still, tief, bereit.

Historische Notiz:

Germanische Besiedlung und die Zeit des Schweigens

Die germanische Besiedlung der Niederlausitz ist archäologisch gut belegt und lässt sich vor allem in der römischen Kaiserzeit (1.–3. Jahrhundert n. Chr.) nachweisen. In Brieske, Großbräsen und Sedlitz wurden Siedlungsreste gefunden: Hausgrundrisse, Vorratsgruben, Keramikfragmente und Spuren von Feuerstellen. Diese Funde deuten auf eine stabile, wenn auch nicht stadtartige Lebensweise hin — kleine Gehöfte, lose verbunden, eingebettet in die Landschaft.

Die Germanen, vermutlich Semnonen oder Sueben, lebten in engem Kontakt mit ihrer Umwelt. Ihre Religion war naturverbunden, ihre Gesellschaft dezentral. Sie betrieben Ackerbau, Viehzucht und Handel, auch mit römischen Provinzen. Doch ihre Spuren enden abrupt.

Nach der Zeitenwende, etwa ab dem 3. Jahrhundert, verschwinden die archäologischen Hinweise auf dauerhafte Besiedlung. Für rund 200 Jahre bleibt die Region leer — zumindest aus Sicht der Archäologie. Diese Phase wird als „siedlungsfreie Zeit“ bezeichnet. Ob sie wirklich menschenleer war oder nur keine dauerhaften Strukturen hinterließ, ist bis heute umstritten. Vielleicht war es eine Zeit des Übergangs, des Rückzugs, des Wandels.

Flüsse als Lebensadern

Die größeren Flussgebiete von Spree und Havel galten als bevorzugte Siedlungsräume germanischer Stämme. Besonders die Semnonen – ein bedeutender Zweig der suebischen Völkerschaften – sollen hier ihre Wohnsitze gehabt haben. Professor Jentsch, ein Pionier der regionalen Urgeschichtsforschung, warnte jedoch bereits 1889 davor, eine dauerhafte Ansiedlung der Semnonen in der Niederlausitz schon mehrere Jahrhunderte vor Christus zu behaupten. Angesichts der unstillen Wanderbewegungen germanischer Völker sei dies „verwegen“ (Müller, *Wendenum in der Niederlausitz*, 1893). Foto Niederl. Heidellandschaft. Naturpark.de



Historische Notiz: „Zwischen Sturm und Stille“

„Wanderung nicht als Sturm, sondern als leiser Schritt – Menschen zwischen Heimat und Hoffnung.“

Lange erzählte man sich, die germanischen Völker seien wie Sturmfluten über das Land gezogen – zerstörend, rastlos, weiterziehend. Doch dieses Bild verblasst. Die Forschung der letzten Jahrzehnte zeichnet ein anderes Panorama: weniger Chaos, mehr Wandel. **Statt ethnisch geschlossener Stämme erkennt man nun dynamische Gemeinschaften, die sich über Zugehörigkeit und Lebensweise definierten – nicht über Geburt.**

Migration erscheint nicht mehr als Ausnahmezustand, sondern als Teil eines langen, organischen Prozesses, aus dem das mittelalterliche Europa hervorging.

Bereits 2005 wiesen Knaut und Quast darauf hin: **Der Begriff „Völkerwanderung“ greift zu kurz. Es waren keine marschierenden Großgruppen, sondern einzelne Menschen, Familien, Gefolgschaften, die sich auf den Weg machten – aus Not, aus Hoffnung, aus Bindung.** Die Mediävistik spricht heute von einer eher lokalen, verwurzelten Siedlungsentwicklung in der römischen Kaiserzeit und darüber hinaus. Ein Kontinuum, kein Bruch.

Klimawandel – der stille Treiber - Ein Umbruch aus Himmel und Erde

Armin Volkmann, Universität Heidelberg, lenkt den Blick auf den Himmel: Ab der Mitte des 5. Jahrhunderts kühlte das Klima spürbar ab, die Böden trockneten aus. Für die germanischen Dörfer zwischen Oder und Warthe war das verheerend. Die Ernten versagten, das Vieh fand kein Futter. Nicht fremde Heere, sondern der Hunger trieb die Menschen fort – ein Exodus aus Mangel, nicht aus Gewalt.

Inseln der Erinnerung - Von Restsiedlungen und Rückzug

Einige Täler hielten stand. In Mulden und Senken überlebten kleine „Restsiedlungsinseln“, wo Ackerbau noch möglich war. Doch die meisten Dörfer schrumpften oder verschwanden ganz. Im späten 6. Jahrhundert entstand entlang von Oder und Warthe eine stille Zone – menschenleer, von Wald zurückerobert. Siedlungsleere Phasen (4. Jh. v.–2. Jh. n. u. Z. und 4.–6. Jh. n. u. Z.). Die Natur nahm sich, was der Mensch aufgab.

Dann wurde es stiller, sinnierte die Lausitz weiter: Ich war wieder allein. Zwei Jahrhunderte lang. Und ich träumte.

Die Feuer erloschen. Die Wege wuchsen zu. Die Stimmen verstummten. Ich war wieder Wald, wieder Wasser, wieder Stille. Die Tiere kehrten zurück, die Moore atmeten auf. Ich war nicht traurig — ich war leer. Und in dieser Leere wuchs etwas, das kein Mensch sah: Erwartung.

Manche nennen es die siedlungsfreie Zeit. Für mich war es die Zeit des Nebels. Ich ließ die Nebelfrau wandern, eine Gestalt aus Dunst und Liedern. Sie trug die Namen, die niemand mehr sprach. Sie sang für die Steine, für die Wurzeln, für das Vergessen.

Die Lausitz erzählt von Ihrer Einsamkeit



Ich bin die Lausitz. Ihr kennt mich als eine Landschaft, die von Menschen geprägt ist: mit Feldern, Dörfern, Städten, Wegen und Gräben. Doch es gab eine Zeit, in der meine Stimme nur in den Bäumen rauschte, im Flug der Vögel erklang und im Murmeln der Spree sich verlor. Eine Zeit, in der ihr Menschen mich verlassen hattet.

Es war zwischen dem zweiten und vierten Jahrhundert eurer Zeitrechnung. Die, die ihr „Germanen“ nennt, hatten ihre Dörfer geräumt, ihre Herden fortgeführt, ihre Götterbilder mitgenommen. Sie zogen nach Süden und Westen, dorthin, wo das Land wärmer, die Böden fruchtbarer und die Chancen besser schienen. Mich ließen sie zurück – leer, menschenverlassen.

Und so begann mein Werk des Vergessens

Die Rückkehr der Wälder

Wo einst Felder lagen, überwucherten bald Kräuter und Sträucher den Boden. Aus den verfallenen Zäunen sprossen Brombeeren, Himbeeren und Haselstauden. Birken waren die ersten, die sich auf den verlassenen Flächen niederließen. Sie sind Pionierbäume, leicht und schnell, ihre Samen trägt der Wind weit. Doch sie bleiben nicht ewig, sie sind die Vorhut für größere, mächtigere Arten. Nach ihnen kamen die Eichen, die ihre schweren Früchte, die Eicheln, in den Boden fallen ließen, Nahrung für viele Tiere. Ihnen folgten die Buchen, langsam, aber unaufhaltsam. Sie bildeten dichte, dunkle Wälder, in denen kaum noch Licht den Boden erreichte. Hainbuchen, Ulmen und Linden füllten die Zwischenräume.

An den feuchten Stellen aber, dort wo meine Bäche liefen und wo das Grundwasser nahe an der Oberfläche stand, dominierten die Erlen. Ihre Wurzeln vertrugen die Nässe, und so bildeten sie ganze sumpfige Erlenbrüche. Auch die Weiden hielten sich nah am Wasser, biegsam, ihre Zweige vom Wind bewegt. Auf den trockeneren Höhen und sandigen Böden schließlich breiteten sich Kiefern aus – genügsam und widerständig, sie ertrugen Frost ebenso wie karge Erde.

So wuchs auf meinem Rücken ein regelrechter Urwald heran, eine dichte, unwegsame Wildnis, die nur noch von Tieren durchstreift wurde. [Foto bing.Copilot]

Tiere ohne Furcht

Mit den Menschen verschwanden die Viehherden, das Hundegebell und das Klopfen der Äste. Für die wilden Tiere war das wie eine Einladung.

Die Wölfe kehrten zurück, Rudel durchstreiften meine Wälder, und ihr Heulen hallte in den Nächten. Luchse, die lautlosen Jäger mit den Pinselohren, schlichen zwischen den Buchenstämmen. Wildschweine wühlten mit ihren Rüsseln den Boden um, suchten nach Eicheln, Bucheckern und Wurzeln. Große Herden von Rotwild zogen durch die Lichtungen, während Damhirsche und Rehe die Ränder der Wälder bevorzugten. Selbst Elche lebten noch in meinen Sümpfen, hochbeinig, mit gewaltigen Schaufelgeweihen, die wie Äste eines Baumes wirkten.

Und in den Bächen und Flüssen, in den Altarmen und Tümpeln regte sich nicht minder viel Leben. Hechte lagen lauernd zwischen den Wasserpflanzen, Barsche blitzten in silbrigen Schwärmen, und Karpfen wühlten im Grund. Biber schnitten mit ihren scharfen Zähnen Weidenstämme und bauten Dämme, die meine Wasserläufe veränderten. Neben ihnen glitten Otter durchs Wasser, flink und geschmeidig.

Auch am Himmel war ich voller Stimmen. Kraniche riefen über meinen Sümpfen, Schwäne und Wildgänse rasteten auf den Teichen. Der Schwarzstorch, scheu und zurückgezogen, fand in der Abgeschiedenheit sichere Brutplätze. Spechte hämmerten an morschen Bäumen, Käuze riefen in der Dämmerung. Mein Land klang von Vogelrufen, das Dach meiner Wälder von Schwingen.

Ein kühler Atem

Doch glaubt nicht, dass es eine freundliche, milde Wildnis war, die ich damals war. Mein Klima hatte sich verändert. Es war kühler geworden, unbeständiger. Der Übergang von der römischen Warmzeit zu einer kälteren Epoche machte sich auch bei mir bemerkbar. Meine Sommer waren kürzer, nicht selten verregnet, und meine Winter lang, hart und frostig. Eis griff tief in den Boden, Nebel hingen wochenlang über meinen Niederungen.

Dies war einer der Gründe, weshalb die Menschen mich verlassen hatten. Auf meinen sandigen Böden lohnte der Ackerbau nicht mehr, wenn die Vegetationsperiode kürzer wurde. Sie suchten sich bessere Standorte im Süden und Westen. Doch für mich war dieses raue Klima kein Feind. Ich atmete durch. Meine Moore wuchsen in die Tiefe, gespeist von Regen und Tau. Meine Wälder drängten dicht an dicht, auch wenn das Licht schwach war. Farne, Moose und Schattenkräuter gediehen unter dem schützenden Blätterdach.

Pflanzenwelt im Verborgenen

Wenn ihr heute durch meine Wälder geht, könnt ihr noch Nachfahren jener Pflanzen finden. Im Schatten der Buchen wuchs damals der zarte Waldmeister mit seinen weißen Sternblüten, daneben der Sauerampfer und der Sauerklee, die feuchte, kühle Böden lieben. Farne entrollten ihre Wedel, Moose bedeckten Steine und alte Hölzer mit weichem Grün. Auf Lichtungen und an Waldrändern blühte der Fingerhut mit seinen purpurnen Glöckchen, ebenso Glockenblumen und wilde Malven.

In meinen Sümpfen standen Schilf und Rohrkolben, die Wind und Wasser widerstanden. Am Spreeufer wuchs gelbes Heusenkraut, und in den Mooren gediehen Torfmoose, die das Wasser wie ein Schwamm hielten und die Moore weiter wachsen ließen.

Auch die Pilze waren Teil dieses stillen Kreislaufs: Steinpilze, Pfifferlinge, Fliegenpilze schossen im Herbst aus dem Boden, zerfielen wieder und gaben ihre Nahrung zurück an Erde und Tiere. Alles war im Kreislauf eingebunden, nichts war verschwendet.



Stille Jahre

So lebte ich – still, menschenleer und doch voller Stimmen. Meine Wälder rauschten, meine Bäche plätscherten, meine Tiere folgten ihren Bahnen. Ich war nicht tot, ich war voller Leben, nur ohne euch Menschen.

Vielleicht war das meine reinste Gestalt: ein Land, das sich selbst gehört. Ohne Pflug und Beil, ohne Herdfeuer und Dorfplatz. Ein Land aus Eichen, Elchen und Eulen.

Doch ich wusste, es würde nicht ewig so bleiben.

Die Ahnung des Kommenden

Denn die Welt verändert sich immer. Und ich, die Lausitz, spüre, wenn neue Schritte sich nähern. Lange noch sollte es dauern, bis ihr Menschen wiederkamt – nicht die gleichen, sondern andere. Slawen aus dem Osten sollten es sein. Sie würden meine Wälder wieder lichten, Felder pflügen, Flüsse fischen, Dörfer bauen.

Doch das war Zukunft.

In jenen Jahrhunderten zwischen dem zweiten und vierten, da war ich nur ich selbst: eine große, dunkle, wilde Lausitz. Ein Urwaldland im kühlen Atem der Zeit.



*„Ich bin die Zeit, die niemand zählt.“
flüsterte die Lausitz: Und ich wartete.*

*Dann kamen wieder Menschen: Nicht wie
Eroberer, sondern wie Fragende.*

*Hunnen, Sueben – und die Rückkehr der
Slawen - Eine Region im Wandel der
Generationen*

Als die Hunnen um 375 u. Z. Europa betraten, war das wie ein Stein im Wasser – Wellen breiteten sich aus. Junge Germanen schlossen sich den Sueben und Vandalen an, zogen gen Westen. Die Alten blieben oft zurück. Verlassene Höfe wurden von neuen Gruppen bezogen. Erst im 8. Jahrhundert kehrte mit der slawischen Migration dauerhaftes Leben zurück. Archäologische Funde belegen neue Ackerformen, neue Siedlungsweisen – das Frühmittelalter beginnt, auch in der Niederlausitz.

Vom Sturm zur Wurzel - Ein neuer Blick auf die Völkerwanderung

Was einst als zerstörerischer Umbruch galt, erscheint heute als langsamer Wandel. Integration, Anpassung, Kontinuität – das sind die neuen Schlüsselbegriffe. Die Wanderungszeit war kein Ende, sondern ein Anfang. Und zwischen Oder und Warthe, wo im späten 6. Jahrhundert kaum noch Menschen lebten, bereitete sich die Erde auf neue Geschichten vor.

Erst ab dem 7. Jahrhundert beginnt eine neue Epoche: Slawische Gruppen wandern aus dem Osten ein, vermutlich aus dem Gebiet zwischen Oder und Weichsel. Sie bringen eine neue Sprache, neue Bräuche, neue Götter — und sie bleiben. In dieser Zeit entstehen die ersten dauerhaften Siedlungen, die später zu Orten wie Senftenberg (*Zliobna*), Dubrau und Koschen werden. Die slawische Kultur prägt die Region über Jahrhunderte hinweg und bildet bis heute einen unsichtbaren Grundton der Lausitz.

Ein mythisches Willkommen:

„Sei begrüßt, du uns vom Geschick bestimmtes Land, von uns so heiß ersehnt, einst zurzeit der Sündflut deiner Einwohner beraubt“, rief Stammvater Boemus, als er mit seiner Schar erstmals in das neue Siedlungsgebiet einzog. „Bewahre uns unverletzt und vermehre unsere Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht.“

So stellt sich der Chronist Cosmas von Prag im frühen 12. Jahrhundert das Eintreffen der ersten Slawen in unserer Gegend vor – eine poetische Eröffnung für die große Slawenwanderung, die Europa neu gestalten sollte.

Weiter spricht die Lausitz:

Sie kamen aus dem Osten, langsam, tastend. Ihre Sprache war weich, ihre Schritte vorsichtig. Sie nannten sich Slawen. Ich nannte sie Hoffnung.



Sie brachten Körbe, nicht Schwerter. Samen, nicht Feuer.

Ihre Götter waren freundlich, ihre Lieder lang. Sie sprachen mit dem Wasser, hörten auf den Wind. Und sie blieben.

Sie nannten mich neu. Sie gaben mir Wörter, die ich nicht kannte: *Dubrau, Koschen, Zliobna*. Sie bauten ihre Häuser aus Holz, ihre Götter aus Geschichten. Sie feierten das Licht, ehrten die Dunkelheit. Und sie hörten mir zu.

In Senftenberg, wo später Mauern standen, war einst ein Lager aus Gedanken. In Dubrau, wo heute Nebel liegt, war einst ein Dorf aus Liedern. In Koschen, wo die Blaue Blume blüht, war einst ein Ort der Sehnsucht.

Ich sah sie kommen, wachsen, lieben. Ich sah sie streiten, bauen, beten. Und ich wusste: Sie würden bleiben.

Ich bin die Lausitz. Ich erinnere mich. Und ich erzähle:

Ich bin die Lausitz. Ich habe viele gesehen, die kamen und gingen. Aber die Slawen blieben. Und ich sah sie leben.

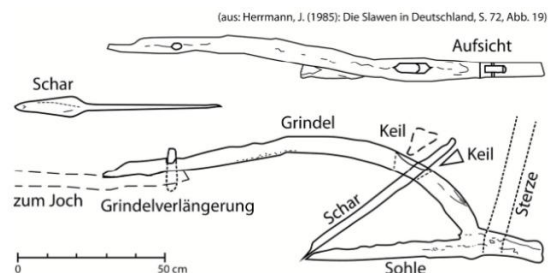
Sie waren keine Eroberer, keine Händler, keine Herren. Sie waren Menschen, die mit mir lebten — nicht gegen mich. Ihre Häuser standen nicht hoch, aber sie standen richtig. Ihre Wege waren keine Straßen, sondern Spuren, die sich mir anpassten. Ihre Stimmen waren leise, aber sie klangen lange.

Ich sah sie am Morgen, wenn der Nebel noch zwischen den Weiden lag. Die Frauen trugen Körbe, die Männer Hacken. Die Kinder liefen barfuß, aber nicht ziellos. Sie wussten, wo das Wasser spricht, wo der Wind schweigt, wo die Erde trägt.



Feldarbeit

Sie bestellten meine Böden mit Geduld. Kein Pflug aus Eisen, sondern aus Holz, gezogen von Ochsen, geführt von Händen, die wussten, wann ich bereit war. Sie säten Roggen, Hirse, Flachs. Sie kannten die Fruchtfolge, nicht aus Büchern, sondern aus Erfahrung.



Ich sah sie knien, nicht aus Gebet, sondern aus Nähe. Sie sprachen mit dem Boden, nicht laut, aber ehrlich. Sie wussten, dass ich gebe, wenn man mich achtet. Und ich gab. „Heute ist gut.“ sagte ein alter Mann. „Die Erde riecht nach Antwort.“

Hausarbeit

Ihre Häuser waren aus Holz, aus Lehm, aus Schilf. Kein Prunk, aber Wärme. Die Feuerstelle war Mitte, nicht nur Herd. Die Webstube war Ort der Geschichten. Die Vorratsgrube war Gedächtnis.

Ich sah die Frauen spinnen, weben, kochen. Sie sangen dabei, nicht für andere, sondern für sich. Ihre Lieder waren kurz, aber tief. Sie erzählten von Regen, von Geburt, von Abschied.

Die Männer schnitzten, flickten, bauten. Sie sprachen wenig, aber ihre Hände waren klug. Sie wussten, wie man ein Dach deckt, das dem Wind standhält. Und ich ließ ihn prüfen.



Foto: mdr.de

Religiöse Bräuche

Ihre Götter waren viele, aber nicht fern. *Svantovit*, *Perun*, *Mokosch*, *Veles* — sie waren nicht in Tempeln, sondern in Quellen, in Bäumen, in Träumen. Sie opferten nicht aus Angst, sondern aus Dank.



Ich sah sie am Wasser, wenn die Sonne sank. Sie warfen Brot hinein, Flachs, kleine Figuren. Sie flüsterten, nicht laut, aber innig. Sie baten um Schutz, um Fruchtbarkeit, um Frieden. Und ich hörte.

„*Mokosch, Mutter, halte die Saat.*“ sagte eine junge Frau.
„*Perun, Vater, schütze den Weg.*“ sagte ein alter Mann.



Sie feierten das Licht, die Ernte, die Geburt. Kein Kalender, aber Rhythmus. Kein Dogma, aber Tiefe. Ich war Teil davon — nicht als Bühne, sondern als Wesen.

Der wendische Oberpriester oder Criwe hatte den Dienst an dem Heiligtum zu versehen, ohne jedoch im Allerheiligsten atmen zu dürfen. Daher eilte er bei seinen Obliegenheiten so oft an die Pforte, als er Atem schöpfen musste. Im Allgemeinen wurden die Wohnstätten der Götter so heiliggehalten, dass außer dem Priester der

Zutritt jedermann streng untersagt war. In den Tempeln bewahrte man die heiligen Geräte, besonders die Kriegsfahnen, die erbeuteten Schätze und Waffen der Feinde und anderen Kriegserwerb auf.

Historische Notiz: Keine Eroberung, sondern Integration

Bemerkenswert ist, dass die Migration nicht auf Eroberung und militärischer Dominanz beruhte. Statt Armeen und Herrschaftseliten bildeten die Neuankömmlinge flexible Gemeinschaften, die oft um große Familienverbände organisiert waren.

"Anstatt dass ein einziges Volk geschlossen migrierte, war die slawische Expansion kein monolithisches Ereignis", sagt Zuzana Hofmanová von der Masaryk-Universität in Brno (Brünn), "sondern ein Mosaik unterschiedlicher Gruppen, die sich jeweils auf ihre Weise anpassten und vermischten – was nahelegt, dass es nie nur eine 'slawische' Identität gab, sondern viele."

Ein literarisch-historischer Einschub zum Leben im Frühmittelalter in der Niederlausitz

Darbot der Lusitzi, einem Stamm der Slawen

Es ist die Zeit um 850 u.Z. in der der zwölfjährige Darbot uns hier beschreibt, wie er und seine Familie hier gelebt haben. In einer Gegend, die einmal den Namen seines Stammes tragen wird.

Er weiß noch aus Erzählungen, dass einst vor langer Zeit, es soll um 700 u.Z. gewesen sein, größere und kleinere Stammesverbände seiner slawischen Vorfahren sehr lange gewandert sind, um dann in dieser fast menschenleeren Gegend heimisch zu werden. Noch viel früher siedelten hier schon einmal germanische Stämme, die aber schon seit hunderten Jahren wieder fortgezogen sind. Die Gegend hier war also fast nicht mehr bewohnt.

Historische Notiz:

Woher seine Vorfahren genau kamen, ist nicht überliefert. Diese Region der slawischen Stämme lag in Osteuropa und umfasste Teile des heutigen Polens, der Ukraine und Weißrusslands, auch mit enormen skandinavischen Einflüssen- keine einheitliche 'slawische' Identität.

Sie siedelten in einem breiten Gebiet von der Ostsee bis zur Karpatenregion und weiter nach Osten. Die genauen Gründe für die Auswanderung der Lusitzi und anderer slawischer Stämme aus ihrer ursprünglichen Region zwischen der Weichsel und dem Dnepr sind nicht eindeutig dokumentiert und können durch verschiedene Faktoren beeinflusst worden sein, wie Druck von anderen Gruppen und politische Konflikte, Ressourcenmangel (Ackerböden nicht mehr fruchtbar, Vernässung) Bevölkerungswachstum, auch Klimaveränderungen.

Es war die Zeit, die man später die „Völkerwanderung“ nennen wird. Was die Sprache betrifft, wird angenommen, dass die Lusitzi eine westslawische Sprache gesprochen haben. Westslawisch ist eine Untergruppe der slawischen Sprachen, zu der auch das Polnische, Tschechische und Sorbische gehören. Leider gibt es keine schriftlichen Dokumente aus der Zeit der Lusitzi, die ihre Sprache direkt repräsentieren. Aber es gab so viele Dialekte im Slawischen, dass sich oft Nachbarn nicht verstanden.

Die slawischen Völker, einschließlich der Sorben, neigten dazu, ihre Geschichte und kulturelle Überlieferung in erster Linie mündlich zu überliefern. Mündliche Traditionen in Geschichten und Liedern wurden von Generation zu Generation weitergegeben. Sie waren immer eine wichtige Quelle für Wissen und kulturelle Identität.

Die Lausitz war damals eine sehr unwirtliche Gegend. Fast Urwald und von sehr vielen Sümpfen und Mooren geprägt. Der Spreewald war mehr als doppelt so groß wie heute. Um hier zu siedeln, musste also erstmal Wald gerodet werden. Es zeigte sich aber, dass der Boden als Ackerboden geeignet war. So ließen sich in der Regel größere Familienverbände an einer Stelle nieder und bauten Unterkünfte und betrieben Ackerbau. Andere Stammesverbände siedelten wieder an einer anderen Stelle.

Sie könnten Venceslav (Ruhm des Volkes), oder Volodomir (Herrscher des Friedens), oder Pritbor (der Krieger), oder Radoslav (der Freude Ruhm), oder Bogdan (Gottes Gabe) geheißen haben. Oder als Frau Radmila, Dobrawa, oder Zlata (die Strahlende), Milena (die Sanfte), oder auch Vlasta (die Mächtige). Wir wissen es nicht mehr. Altslawische Namen tragen eine faszinierende Geschichte in sich. Sie gehörten womöglich zu den Stammesverbänden der Lusitzi (Lusici), Daleminzer, Dossanen, Heveller, oder Milzenern.

Als also Darbot's Vorfahren sich entschlossen hier zu siedeln war es keine leichte, aber eine machbare Aufgabe. Und in dieser menschenleeren Gegend gab es auch nur selten Feinde. Sie siedelten in sogenannten Runddörfern. Lockere kleinere Siedlungshäuser für 10 – 20 Bewohner, aus Holz und Lehm um meist einen Platz in der Mitte, der der Dorfplatz war. Und in Stammesgruppen von gut 200 Personen.

Familien mit vielen Kindern waren üblich, da Kinder in agrarischen Gesellschaften als Arbeitskraft auf dem Hof benötigt wurden. Die Sterblichkeitsrate von Säuglingen und

Kindern war jedoch hoch, und viele Kinder starben in jungen Jahren. Es war daher notwendig, viele Kinder zu haben, um sicherzustellen, dass einige von ihnen das Erwachsenenalter erreichten. Es wird angenommen, dass die durchschnittliche Lebenserwartung wahrscheinlich unter 40 Jahren lag, aber es gab wahrscheinlich auch Menschen, die das Alter von 60 oder 70 Jahren erreichten. So lebten sie friedlich in dieser abgeschiedenen Gegend und gingen ihrem schweren Tagwerk nach.

Jeder Haushalt stellte den Großteil der im Alltag und in der Wirtschaft benötigten Dinge selbst her: Gerätschaften aus Tierknochen, Geweih und Holz, Textilien sowie insbesondere eine einfache, handgemachte oder allenfalls schwach nachgedrehte, unverzierte Tonware

Literarische Notiz:

Und so tauchen wir ein in das Leben unseres kleinen Helden Darbot, der erst 12 Jahre war, einen acht Jahre älteren Bruder und viele weitere Geschwister hatte, und lassen ihn erzählen aus seinem Leben das erst rund 150 Jahre nach der Einwanderung seiner Vorfahren begann. Wir befinden uns also jetzt etwa um 850 u.Z.:

„Wenn mein Vater von seinem Acker sprach, leuchteten seine Augen. Er war so stolz darauf. Dann erzählte er von Getreide, das er Einkorn, Emmer, Dinkel, oder auch Spelz nannte. Insbesondere baute er aber Roggen an, seltener Gerste und Hirse, im Regelfall Rispenhirse. und Hafer. Beim Spelzgetreide sind, die das Korn umschließenden Spelzen, mehr oder weniger fest mit diesem verwachsen. Beim Nacktgetreide dagegen liegen sie lose an und fallen beim Drusch ab. Der Vorteil des Spelzgetreides, betonte Vater, liegt aber darin, dass es eine primitive Lagerung auch in unseren Erdgruben in den Häusern besser verträgt, diese mit Flechtwerk ausgekleidete Speichergruben dienen zur Aufnahme von Getreidevorräten. Einige Häuser hatten auch fest eigebaute Lehmwannen als Getreidespeicher genutzt. Allerdings müssen die Körner vor dem Mahlen in einem Gerbgang entspelzt werden, dass musste Mutter dann oft machen. [Foto bing]



Aber Roggen war unser Hauptgetreide im Frühmittelalter. Er wuchs auch auf unseren kargen, mageren Böden und konnte für die Frühjahrssaat auch gut über den Winter gebracht werden. Einkorn zeichnet sich durch seine charakteristischen langen, schlanken Ähren aus und hat nur eine einzelne Kornreihen. Einkorn hat eine niedrigere Ertragskapazität, wusste er. Dennoch lag der Durchschnittsertrag beim zwei- bis dreifachen der Aussaat.

Das war mir eigentlich zu viel, was ich mir da merken sollte, mir schwirrte der Kopf. Vater erzählte noch vom fortwährenden Wechsel der Grundstücke, die als Acker genutzt wurden, weil nach zwei Jahren der Boden keine Kraft mehr hat und Ruhe brauchte. Die unregelmäßige Folge von Bau- und Brachejahren war bei uns noch typisch. Das leuchtete mir ein, denn, wenn unser Acker wieder mal gewechselt wurde, kam Vater immer später nach Hause weil er weiter laufen mußte.

Bei uns im Dorf gab es nur ganz wenige Ochsen, die den Pflug ziehen konnten. Meist wurden die starken Tiere auch im Wald eingesetzt, um abgehackte Bäume zu ziehen. Also haben die Männer selbst den Pflug gezogen. Einer zog, ein anderer drückte den hölzernen Pflug in die Erde. Das führte dazu, dass der Acker eigentlich nur kreuz- und quer eingeritzt wurde und nicht umgewühlt. Nur ein Bauer in unserem Dorf hatte schon einen doppelscharigen Pflug. Im Dorf gab es zu meiner Zeit auch nur ein Pferd, das war sehr wertvoll.



Bei der Aussaat der Körner mussten wir alle dann helfen. Ein großes Tuch vor den Bauch gebunden, in dem die Körner waren und dann wurde mit großem ausgestrecktem Arm die Saat auf dem Acker verteilt. War aber auch anstrengend, denn wir waren abends oftmals noch nicht fertig. Und wenn die Sonne schien, hatten wir alle einen Sonnenbrand.

Und, weil es in unserer Lausitz immer gut regnete, sprießte das Getreide schon recht bald. Aber nicht nur das Getreide sprießte. Wenn wir eine gute Ernte haben wollten, mussten wir also immer wieder aufs Feld und das Unkraut mit der Holzhacke zerstören, denn die Kraft der Erde sollte ja in unser Getreide gehe, dass wir für das Brot brauchten.

Bei der Ernte wurde jede Hand gebraucht, die ganze Familie war von früh bis spät auf dem Acker. Und dann halfen sich alle im Dorf auch gegenseitig. Die Frauen und Männer schnitten in gebückter Haltung mit der Sichel das leuchtende Getreide, unseren Schatz. Dann mussten aber noch die Körner aus den Ähren raus. Und das war für uns Kinder damals immer ein Spaß. Die großen Bullen, auch die Schafe und Ziegen wurden immer wieder über das Getreide getrieben, um die Körner auszutreten, denn einen einteiligen Dreschsparren hatten nur einige im Dorf.

Vom Frühjahr bis zum Herbst waren alle auf den Feldern, um unser Überleben zu sichern. Doch wehe die Stürme wüteten zu heftig, oder es regnete über Wochen hintereinander, dann verdarb das Getreide schon auf dem Acker und wir mussten im Winter hungern.

Gut, wenn es dann wenigstens eine gute Ernte beim Obst gegeben hatte. Bei uns im Frühmittelalter waren Apfel- und Streuobstwiesen von großer Bedeutung. Diese alten Obstbäume prägten das Landschaftsbild und erfreuten die Menschen durch ihre Blütenpracht. Sie dienten nicht nur als Rückzugsgebiete für viele Tiere,

sondern lieferten auch Tafelobst sowie Rohstoffe für die Verarbeitung zu Saft, Most und Edelbrand. Unsere Äpfel, Birnen und Pflaumen waren allerdings sehr klein und nicht sehr ertragreich und manche Sorte war sehr sauer. Auch ließen sie sich nicht lange lagern.

Manchmal beneidete ich meine Mutter und meine Schwestern. Während ich mit meinem großen Bruder und meinem Vater auf dem Feld, oder im Wald war, durften sie zu Hause am Webstuhl sitzen und Nachschub für unsere zerschlissenen Sachen fertigen. Unser traditioneller Webstuhl hatte senkrecht gespannte Kettfäden, sie waren oben und unten an einem Tuchbaum befestigt und unten hingen Gewichte dran, meist Steine, damit die Fäden straff blieben. Viel Zeit brauchte es ein Tuch zu weben, aber es entstanden große Gewebe.

Als meine Schwester einmal lange krank war, brachte Mutter mir auch das Weben bei. Da merkte ich, dass das auch eine schwere Arbeit war. Ständig tief sitzen und den Rücken krumm machen. Und meine Augen taten weh von dem wenigen Licht, das durch die offenen Löcher in der Wand kam. Die Finger taten mir auch weh. Und, wenn Mutter wieder Essen kochen musste, war der ganze Raum voller Qualm und ich stank selbst. Da war es doch was anderes, immer an der frischen Luft zu arbeiten.“

Unsere Rituale

„Wir Slawen waren berühmt dafür viele Götter zu verehren. Wer viele Götter hat, kann auch oft feiern, das verstand ich.

Unsere Feste und Rituale waren fest verwurzelt. Wir hatten sogar zweimal, im Frühjahr und im Herbst ein Ahnenfest. Wir glauben nämlich, dass unsere Ahnen wiedergeboren werden und nach ihrem Tod als Domowniki auch weiterhin bei uns zu Hause wohnen. Natürlich nur in unserer Vorstellung, denn alle meine Ahnen hätten bestimmt nicht in unsere kleine Hütte gepasst.

Bei den Festen ehren wir unsere Verstorbenen, versammeln uns auf den Grabhügeln und zünden Kerzen und Lichter an damit wir unsere Ahnen erwärmen und ihnen den Weg zeigen. Bei den Totenmahlzeiten essen alle gemeinsam und gedenken der Toten. Diese Feiern finde ich immer sehr spannend,



denn dann werden viele Geschichten aus dem Leben des Verstorbenen erzählt. Wir wollen damit die Erinnerung an unsere Ahnen lebendig halten. Überhaupt haben wir eine enge Verbindung zu unseren Vorfahren und zur Natur.

Wir Slawen haben auch kleine heilige Wälder, in denen unsere Schamanen versuchen mit den Verstorbenen in Kontakt zu kommen, damit wir von ihrer Weisheit lernen können. Das geschieht meistens Ende November. Hier gibt es Steinkreise auf der Erde, die darf man nicht betreten. Hier werden auch von unseren Ältesten wichtige Entscheidungen getroffen.

Wenn unsere Liebsten gestorben sind, werden sie oft in einem Sarg oder einer Truhe beerdigt. Viele Grabbeigaben sind es aber meist nicht. Manchmal sind es persönliche Gegenstände, oder Werkzeuge oder Schmuck. Aber ich habe auch schon gehört, dass man einen Verstorbenen auch nach seinem Tod auf einem zeremoniellen Scheiterhaufen verbrennt, dann wird seine Asche nach zwei Tagen fein säuberlich aussortiert und in einer Urne bestattet. Unsere Friedhöfe sind wunderschön geschmückt mit Holzpfehlern mit magischen Zeichen und Runen und mit bemalten Steinen“.

Der Koschenberg, unser wichtigstes Heiligtum

„Unser wichtigstes Heiligtum hier hatten wir auf dem Koschenberg. Der Koschenberg war wie riesiger Stein in der Gegend und für uns sehr imposant, weil er mal 176 Meter hoch war (überirdisch also nur 76 Meter). Unsere Kultstätte war ganz oben und von unten nicht zu sehen, weil da ein dichter Wald war. Zu den Zeremonien durften nur bestimmte Leute aus unserem Dorf mitgehen. Und es wird erzählt, dass es eine Sage in der slawische Naturmystik von „der blauen Blume“ dort gibt. Aber darüber darf ich nicht weiter mit euch sprechen.

Nun ist es aber schon lange nicht mehr so friedlich und einsam in unserer Gegend, wie bei meinen Vorfahren noch. Immer öfter gibt es Streit mit anderen Dörfern und ab und an kommen sogar völlig Fremde und überfallen unser Dorf. Wenn die Männer unseres Dorfes dann auf den weit weg liegenden Feldern sind, können die Räuber leicht unser Dorf überfallen.

Wir haben die Zeit um 850 u.Z. in der ich lebe. Meine Vorfahren haben also gut 200 Jahre ohne „Burg“ hier im Laugk gelebt. Doch jetzt haben die Ältesten beschlossen das zu tun, was schon andere unserer slawischen Stammesverbände getan haben: eine Rund- oder Ringburg zu bauen zu unserem Schutz.

Sie wird ganz in der Nähe unseres Dorfes gebaut, geschützt durch die undurchdringlichen Wälder und unsere vielen Sümpfe und ist nur durch einen gut zu verteidigenden Zugang zu erreichen.

Bei der Suche nach einem geeigneten Platz hatten einige Männer im Wald einen leichten Hügel erkannt und meinten, dass es ganz früher schonmal eine Burg hier gegeben haben muss, aber das soll schon sehr lange her gewesen sein.

Es wurde also eine Fluchtburg gebaut. Wenn die Zeit friedlich ist, leben wir in unserem Dorf, bei Gefahr ziehen wir mit unseren Habseligkeiten in die Ringburg. Nur unser liebes Vieh tut mir dann immer leid, es passt nicht viel hier rein, wenn unser Dorf mit gut 200 Menschen sich hier verschanzen muss. Unsere slawischen Burgen wurden oft als Befestigungsanlagen mit Schutzfunktionen gegen äußere Angriffe errichtet, das wusste ich von meinem älteren Bruder. Aber unsere Ringwallanlage sollte nicht so groß werden wie die in Raddusch, wir waren ja nur

ein kleines Dorf. Dort hatte mein Bruder bei der Errichtung mitgeholfen und so ganz viele Ideen mitgebracht.

Und da ich ja schon ein großer Junge bin durfte ich beim Bau unserer Burg mithelfen, kann Euch also davon erzählen.



Als erstes wurde der Wald für diese Stelle durch Brand gerodet. Nachdem auf diese Weise das Gelände von Vegetation befreit war, wurde der Wall angelegt. Der Untergrund aus Schwemmsand und teilweise darüberliegenden Schlickschichten wurde planiert, die Schlickschichten zum Teil abgetragen. Da wir um unsere Burganlage einen Wassergraben ziehen wollten wurde erstmal mit den Holzspaten eine breite Rinne ringsherum ausgegraben. Tief sollte sie auch noch sein. Also wurden die Erdmassen mehrmals von tief unten über Stufen nach oben geschippt. Und damit der Aushub auch

was Nützliches hatte wurde er als Basis der Fluchtborg eingeebnet und erhöhte damit auf wundersame Weise unsere Burganlage. Wir konnten also dadurch auch weiter ins Land schauen. Auf der so vorbereiteten Wallbasis wurden Reihen von zugespitzten Pfählen und Bohlen eingerammt.

Auf die Innenseite der Palisaden kam dann noch ein Wehrgang von dem wir die Burg besser verteidigen konnten. Und draußen gleich vor dem Wall war der Wassergraben. Und mein Bruder hatte dann die Idee vor den Wassergraben noch eine Palisadenwand zu setzen. Unsere Ältesten waren begeistert.

Hatte ich Euch gesagt, was Palisaden sind? Also, dass sind diese Pfähle. Baumstämme aus dem Wald. Aber schon ein wenig dickere, so 30 bis 40 cm im Durchmesser und über 4 Meter lang. Damit die keiner so leicht überklettern kann wurden sie oben angespitzt. Und die haben wir genagelt oder zusammengebunden damit sie sich gegenseitig stützen.

Es gab auch einige Brunnen in unserer Burg. Wir konnten ja nie wissen, wie lange wir uns verstecken mussten. Die Brunnen waren sehr tief. Dafür brauchten sie kleine Leute, wie mich, die unten die Eimer mit Sand füllten, bis wir an das saubere Grundwasser kamen. Das Wasser aus dem Brunnen schmeckte viel besser als das aus den Bächen.

Und, wenn dann doch mal unser Dorf angegriffen wurde, hatten wir tapfere Männer, die auch mit Waffen umgehen konnten. Leider nie so gut wie die Angreifer, weil sie ja eigentlich nur Bauern und Handwerker waren. Wir hatten einschneidige Schwerter und Speere. Und natürlich den Bogen mit Pfeilen für den Fernkampf. Diese waren in der Regel aus Holz und Sehnen gefertigt.

Aber auch Äxte, ganz schön schwere Stücke, und Keulen. Aber die wurden nur selten geworfen, weil sie einfach zu wertvoll waren. Und zum Schutz der kämpfenden Männer hatten diese meist runde Schilde aus Holz.

Unsere Schamanen hielten vor dem Kampf auch ganz bestimmte Rituale ab, um der kleinen kämpfenden Schar Mut zu machen. Eine Geschichte wurde dann auch immer erzählt, nämlich von Radbot. Er war ein slawischer Fürst ganz weit weg von hier, in Friesland, ganz hoch im Norden an der Mündung des Rheins. Er hatte unzählige Schlachten siegreich geschlagen. Wenn wir so einen Radbot hätten wie die Friesen da, würden wir jeden Angreifer in die Flucht schlagen.

Zum Glück wurden wir aber in meiner Zeit noch nicht oft angegriffen.

In unserer Rundwallanlage standen viele kleine Häuser, so sechs bis acht Meter lang. Meist wurden sie aber nur als Lagerplatz genutzt. Und mittendrin in der Rundburg, stand das Prachtstück der Anlage, eine große wunderschöne Linde.

Großvater sagte, dass einige sagen, das ist wie der Thingplatz bei den Germanen. Dort wird Gericht gehalten, oder über Streitigkeiten untereinander durch die Ältesten des Dorfes entschieden, oder ganz wichtige Angelegenheiten besprochen. Mein Stamm nannte diesen Ort in unserer Sprache aber Komorrow, was Kammer, oder auch, Gerichtsplatz bedeutet.

Aber das war mir nicht ganz so wichtig, wenn ich nur einen Platz im Schatten der Linde erhalten konnte. Und es duftete hier auch immer herrlich, ganz besonders während der Blüte. Und, wenn die Sonnenstrahlen durch das Blätterdach schienen, malte ich mir viele kleine Lutkis und Gespenster aus, die ich glaubte, dort zu sehen. Diese geheimnisvollen Wesen sind ein fester Bestandteil der slawischen Sagenwelt.



Sie sind klein, denn lutk bedeutet kleiner Mensch. Wir vertrugen uns und halfen einander.

Eigentlich waren wir nur selten in unserer Ringwallanlage. Neben der Funktion als Gerichtsplatz diente sie in Friedenszeiten nur als Lager. Aber, wenn unser Dorf mal von einem anderen Stamm angegriffen wurde, dann diente uns der Rundwall als Schutz.

Ich fand ihn riesig und beeindruckend. Er war gut 50 Meter im Durchmesser, naja, und eher eine Eiform als ein Kreis. Aber das lag an der Gegend hier. Es gab nicht viel festen Boden.

Meine Heimat war sehr nass. Moore und Sümpfe entstehen, dass wusste meine Schwester, wenn das abgestorbene Pflanzenmaterial in der Erde nicht so schnell verrottet, wie das nachwachsende Grünzeug wächst. Sümpfe gibt es viel an Seeufern und Flussniederungen mit stark schlammigen Böden und stehendem Wasser. Im Gegensatz zum Moor bildet sich im Sumpf kein Torf, da die organische Substanz durch gelegentliches Austrocknen vollständig abgebaut wird. Im Sumpf

wachsen keine Bäume, aber gelegentlich gibt es Wiesen oder Gebüsche. Auch wachsen im Sumpf sehr viele besondere Pflanzen, die es sonst nirgendwo gibt. Am bekanntesten ist wohl das Schilfrohr. Es gibt auch sehr schöne Blumen wie etwa die Sumpf-Schwertlilie, den Sumpf-Storchnabel und viele andere. Der Sumpf ist urtümlich und allgegenwärtig und wurde immer als gefährlich und undurchdringlich angesehen. Der Sauerstoffmangel in einem Sumpf soll Halluzinationen verursachen. Bei uns gab es viele Mythen von Sumpfmonstern. Im Moor dagegen kann sich abgestorbenes Pflanzenmaterial wie Laub am Boden nicht mehr genug zersetzen, da die für Zersetzung wichtige Luft durch das Wasser verdrängt worden ist. Im Moor entsteht deshalb Torf“.

Bleib verwoben mit dem Guten, Darbot.

Darbot ein paar Jahre später, wieder am Koschenberg – Das Geflecht des Alltags

Nachdem die geheimnisvollen Stimmen aus dem Dämmerwald verklungen sind, kehrt **Darbot** heim ins Herz der Lausitz, an den sanften Hang des Koschenberg, wo die Felder leuchten und das Leben in Rhythmen fließt, die älter sind als jede Chronik.

Er lebt im Gehöft der Familie Korczyn, eine weitverzweigte Sippe, deren Wurzeln tief in Lehm und Legende greifen. Der Großvater – ein störrischer Töpfer – stellt Tonwaren her, deren Muster Geschichten erzählen, die keiner mehr ganz versteht. Die Tante pflegt Heilkräuter am Waldrand und sagt, dass jeder Pflanze ein Charakter innewohnt. Und Darbot selbst? Er beginnt, sich dem Weidenflechten zu widmen – einem Handwerk, das Geduld und Haltung braucht.

Alltag mit Eigenheiten:

Morgens hilft Darbot beim Ausmisten des Ziegenstalls, wobei die kleinste Ziege ihm nie folgt – sie scheint von Korast geträumt zu haben. Nachmittags gehen sie gemeinsam zum Fluss, um Ton zu sammeln – dabei taucht ein alter Nachbar auf, der behauptet, ein Brunnengeist habe ihm das Rezept für einen stärkenden Trank überliefert.

Abends sitzt die Familie am Herd, wo die Geschichten der Ahnen durch das Flackern des Feuers tänzeln – und Darbot fragt sich, ob er wirklich nur ein einfacher Flechter bleiben will.

Und über allem liegt ein stilles Rätsel: Ein alter Weidenkorb, den niemand gemacht hat, steht seit Tagen hinter dem Haus. Darbot spürt, dass dieser Korb eine Nachricht enthält – keine Worte, sondern ein Muster.

Die Hochzeit im Hof der Familie Korczyn

Im Frühling, wenn die Birken zart grünen und die Schlehen duften, heiratet Darbot seine Jugendliebe Mirka, die Tochter eines Schmieds aus einem weit entfernten Dorf. Es ist keine pompöse Zeremonie – sondern eine, wie sie hier üblich ist: unter freiem Himmel, mit selbstgebackenem Brot, sorbischen Liedern, und einem Fest, das bis tief in die Nacht dauert.

Die älteste Tante führt den Brauttanz an, die Kinder werfen Blumen, die Ziege mit den seltsamen Träumen trägt eine kleine Glocke am Hals. Als Geschenk erhält das Paar ein Spinnrad, das seit Generationen in der Familie weitergegeben wird – man sagt, wer darauf spinnt, träumt klar.

Nachwuchs und neue Rhythmen

Ein Jahr vergeht, und das erste Kind wird geboren: Jarka, ein lebhaftes Mädchen mit dunklen Locken und einer Vorliebe für das Streicheln von Weidenruten. Die Familie wächst zusammen – und mit ihr die Verantwortung.

Darbot flickt Körbe, während Mirka sich mit dem Großvater über die Tonfarben streitet. Am Sonntag wird gemeinsam Suppe aus Wurzelgemüse gekocht, und die Nachbarn bringen Geschichten mit, die man erst beim zweiten Zuhören versteht.

Die Vogelhochzeit wird zur Kinderfreude: Mit Papierhüten, kleinen Leckereien und dem jährlichen Streit, wer den Storch spielt.

Der Alltag – ein Mosaik



Nichts ist spektakulär, und genau darin liegt die Magie:

Das rhythmische Klopfen des Speergriffs, wenn Darbot das Weidenholz glättet. Das Schweigen beim Abendbrot, in dem Gedanken wandern dürfen.

Der Moment, in dem Jarka fragt, was „Korast“ bedeutet – und Darbot ihr antwortet: „Das ist etwas, das man nicht weiß, aber fühlt.“

Da gehen die Lausitzer Schleier auf – und dahinter offenbaren sich Mythen, Rituale und ein feiner Aberglaube, der das Leben zwischen Spree und Schwarzer Elster durchwebt wie Stickereien auf einem sorbischen Tuch

Historische Notiz: Bräuche im Jahreskreis und Sagen, die in den Wäldern wohnen

Die sorbisch geprägte Lausitz lebt im Takt von Festen und kleinen Ritualen, die den Alltag verzaubern:

Vogelhochzeit (25. Januar): Kinder ziehen sich wie heimische Vögel an und bekommen von den „Vogel-Eltern“ süßes Gebäck. Es gilt als Dank der Vögel für das Füttern im Winter.

Osterreiten: Männer in schwarzen Anzügen und Zylinder reiten von Dorf zu Dorf und verkünden die Auferstehung Christi – ein starkes Symbol für Zusammenhalt und Glaube.

Maibaumstellen & Johannisfeuer: Zum Frühlingsbeginn wird der Dorfplatz lebendig. Wer beim Sprung übers Feuer lacht, soll ein glückliches Jahr haben.

Die Mittagsfrau (Póldženka): Eine mystische Frauengestalt, die um die Mittagszeit auftaucht und mit neugierigen Arbeitern auf dem Feld rätselhafte Gespräche führt. Wer nicht achtgibt, wird verwirrt zurückgelassen.

Der Wassermann (Wódny muž): Ein listiger Flussgeist, der Kinder in die Tiefe lockt, aber auch geheimen Fischreichtum zeigt – wenn man seinen Namen kennt.

Der Koschengeist: Angeblich schleicht er am Hang des Koschenbergs umher und schützt geheimes Wissen. Ältere erzählen, dass er sich in Weidenkörben versteckt und nur Kindern erscheint, die „zwischen den Zeiten“ geboren wurden.

Jarkas erste Vogelhochzeit

Im Januar liegt noch Frost auf den Weiden, doch die Kinder der Lausitz – allen voran Jarka, mittlerweile fünf Jahre alt – flattern aufgeregt durch den Hof, als sei der Frühling schon im Anflug. Es ist Vogelhochzeit, und Darbot hat mit Mirka über Wochen hinweg Kostüme gebastelt: eine Blaumeise für Jarka, ein schelmischer Specht für den kleinen Nachbarsjungen, und natürlich eine kluge Eule für die Ziege (die inzwischen auf den Namen „Korast“ hört – niemand weiß warum).

Die Kinder erhalten kleine Gebäckstücke in Nestform, überreicht von den „Vogel-Eltern“ – heute verkleidet als Elster und Storch. Jarka stellt zum ersten Mal Fragen: „Warum feiern wir das mit Vögeln?“ – und Darbot erklärt, dass die Tiere im Winter Futter bekommen und im Frühjahr mit Geschenken danken. Im Dorf erzählen sich die Alten, dass wer an Vogelhochzeit lacht, ein sonniges Jahr haben wird – doch wer weint, dem fliegen die Träume davon.

Am Abend, bei Milch und Mohnstrudel, entdeckt Jarka einen geflochtenen Korb unter dem Tisch, darin ein Brief aus Blättern, auf dem das Wort „Mittag“ steht.

Die Mittagsfrau tritt in Jarkas Leben



Ein paar Wochen später, beim ersten Umgraben des Gartens, geschieht es: Die Sonne steht grell über dem Koschenberg, die Luft flimmert, und Jarka bleibt abrupt stehen. Vor ihr steht eine Frau – mit wallendem Kleid, das aus Nebelschwaden gewebt scheint. Sie spricht nicht, doch ihr Blick ist wie Glas, in dem Erinnerungen

schwimmen. [Bildquelle ChatGPT]

Darbot sieht sie nicht – nur Jarka. Die Mittagsfrau deutet auf den Korb, dann auf eine alte Esche, unter der einst Mirka als Kind geschlafen haben soll. Dann verschwindet sie.

Die Großmutter sagt später: „Manche Kinder sehen zwischen Licht und Zeit.“ Jarka beginnt, Muster zu zeichnen, die keinem bekannt sind – aber der Großvater erkennt darin uralte Zeichen aus Töpferformen vergangener Generationen. Beim nächsten Vollmond flechtet Darbot einen zweiten Korb – diesmal mit einer kleinen Sonne in der Mitte.

Und so webt sich der Alltag weiter...

Die Vogelhochzeit bringt Farbe, die Mittagsfrau bringt Rätsel. Die Familie Korczyn lebt ihr Leben, in dem das Normale und das Unerklärliche nebeneinanderstehen. Und Jarka beginnt zu ahnen, dass ihre Welt mehr Stimmen trägt, als man mit bloßem Ohr hören kann. Ich kann nicht schlafen – aber träumen.

Ein Fluch aus vergessenen Zeiten

Man sagt, Darbot sei als Kind an einem Wintermorgen geboren worden, als alle drei Krähen vom Kirchturm gen Osten flogen – ein schlechtes Omen, so flüsterten die Alten. Doch niemand sprach laut darüber. Die Hebamme verschwand zwei Tage später spurlos, und auf dem Gehöft wuchs nie wieder ein Fliederbusch.

Als Darbot sechs war, versuchte er einmal, einen Tonkrug selbst zu bemalen – das Muster war eine Sonne mit einem zerbrochenen Kern. Der Großvater wurde bleich und vergrub den Krug unter dem Stall. Seitdem träumte Darbot immer wieder von einer Stimme, die im Schlaf seinen Namen nannte – aber rückwärts.

In der Speisekammer liegt ein Holzlöffel, der niemals trocken bleibt, auch wenn man ihn sorgfältig abtrocknet. Jarka behauptet, dass sie in Darbots Nähe manchmal Geräusche rückwärts ticken hört.

Beim Osterfeuer beginnt sein Schatten, sich leicht von ihm zu lösen, als wolle er eigene Wege gehen.

Die Großmutter ist die einzige, die das Muster auf dem alten Spinnrad deuten kann. Es zeigt „Korast“ -in alter Rune – nicht als Name, sondern als Bindemuster, das Flüche auf Träume legt, damit sie sich nicht entfalten.

Darbot beginnt zu forschen

Er gräbt den Krug wieder aus, mit zitternden Händen. Im Licht der Mittagsfrau erkennt er: Das zerbrochene Sonnenzeichen ist kein Unglück, sondern ein Hinweis auf eine zerbrochene Linie – ein Fluch, der sich auf die männlichen Erstgeborenen legt, wenn sie sich nicht erinnern, wer ihr wahrer Ahne war.

Ein verschollenes Glied der Familie Korczyn – ein Kräutersänger namens Stawek, der einst dem Wassermann widersprach und nie wieder sprechen konnte – könnte der Ursprung sein. Darbot glaubte an Mokosch, aber er hörte auch von dem neuen

Gott. Ein Missionar war gekommen, freundlich, aber fremd. Er sprach von Taufe, von Licht, von Erlösung. Darbot hörte zu, aber nicht sofort.

„Ich habe schon Licht.“ sagte er. *„Es kommt jeden Morgen über den Fluss.“* Er lud den Missionar ein, nicht zum Streit, sondern zum Mahl. Sie aßen Fisch, Fladen, Flachsbrei. Sie sprachen von Himmel, von Erde, von Zeit. Und sie lachten.

Darbot ließ sich nicht taufen. Aber er ließ den Missionar weiterziehen.

Historische Notiz

Der Alltag der slawischen Bevölkerung in der Lausitz um 850 war geprägt von Landwirtschaft, Handwerk und naturverbundener Religiosität. Archäologische Funde belegen Grubenhäuser, Vorratsgruben, Webstuben und Feuerstellen. Die Menschen betrieben Ackerbau mit einfachen Geräten, hielten Vieh und nutzten die natürlichen Ressourcen der Region — insbesondere Wasser, Flachs und Holz.

Religiös war die Bevölkerung polytheistisch geprägt. Götter wie Svantovit, Perun, Mokosch und Veles wurden verehrt, oft in natürlichen Kultstätten wie Quellen, Bäumen oder Hügeln. Rituale waren familiär, zyklisch und eng mit dem Jahreslauf verbunden.

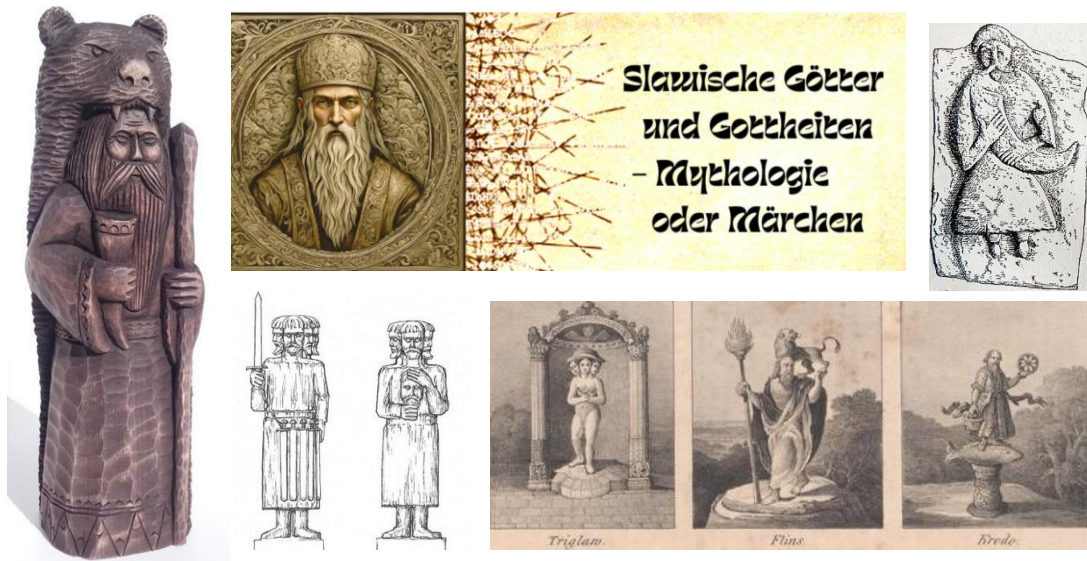


Abb. OSL-online.de, Wikipedia, etsy.com, ortschroniken-mv,

Die Christianisierung begann in dieser Zeit, meist durch fränkische Missionare. Der Widerstand war nicht immer offen, aber oft still. Viele Slawen hörten zu, aber blieben ihrer Tradition treu.

Die Geschichte von Darbot ist literarisch, aber sie steht für viele:

Menschen, die zwischen den Zeiten lebten, mit Würde, mit Zweifel, mit Lausitz.

Raddusch – Die Wächterin von Fernal - Eine literarische Annäherung an die slawische Burg

Ich bin Raddusch. Ich war nicht Stein, ich war Schwelle. Ich war nicht Burg, ich war Blick. Und ich war nicht allein.

Sie nannten mich später „Burgwall“, „Befestigung“, „Siedlung“. Aber ich war mehr. Ich war Fernal — der Ort, an dem die Lausitz sich entschied. Ich lag nicht hoch, aber ich sah weit. Ich war nicht groß, aber ich war wach.



Die Slawen bauten mich aus Erde, aus Holz, aus Wille. Sie gruben Gräben, errichteten Palisaden, legten Feuerstellen. Aber sie pflanzten auch Lieder in meine Wälle. Ich war nicht nur Schutz, ich war Versammlung. Ich war nicht nur Verteidigung, ich war Erinnerung. [Bild: Raddusch-spreewald.de]

Die Stimmen von Fernal

Sie kamen aus Dubrau, aus Koschen, aus Zliobna. Männer, Frauen, Kinder. Sie brachten Körbe, Waffen, Geschichten. Sie berieten, sie stritten, sie feierten. Und ich hörte zu.

„Wenn die Franken kommen, stehen wir hier.“ „Wenn der Nebel steigt, schweigen wir gemeinsam.“ „Wenn die Götter flüstern, hören wir auch das Neue.“

Ich war nicht gegen die Welt. Ich war für die Lausitz. Und ich wusste: Wer mich verteidigt, verteidigt mehr als Mauern. Er verteidigt das Gedächtnis.

Die Zeit der Prüfungen

Die Franken kamen. Mit Bannern, mit Bischöfen, mit Burgen. Sie sahen mich als Hindernis. Ich war zu nah, zu stark, zu eigen. Sie versuchten, mich zu umgehen, zu überreden, zu bezwingen. Aber ich war nicht allein.

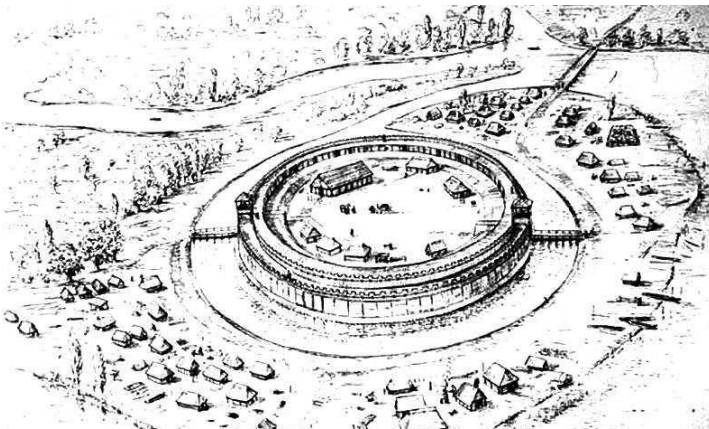
Die Sümpfe schützten mich. Die Wälder deckten mich. Die Spreefrau sang für mich. Und die Nebelfrau ließ ihre Schleier fallen, wenn Gefahr nahte.

Ich wurde belagert, aber nie gebrochen. Ich wurde vergessen, aber nie verloren. Und ich blieb — als Fernal, als Wächterin, als Lausitz.

Lied von Fernal

Ich bin nicht Burg, ich bin Gedächtnis. Ich bin nicht Wall, ich bin Wille. Wer mich sucht, findet Geschichte. Wer mich hört, hört die Lausitz.

Historische Notiz:



Die slawische Burg Raddusch, heute ein bedeutender archäologischer Fundort im Spreewald, war im 9. und 10. Jahrhundert ein befestigter Ort von regionaler Bedeutung. Sie bestand aus einem Ringwall aus Erde und Holz, umgeben von Gräben und Palisaden. Im Inneren befanden sich Wohnhäuser, Speicher und Versammlungsplätze. Raddusch

war Teil eines Netzes slawischer Befestigungen, das der Verteidigung, aber auch der Organisation diente.

Die Burg lag strategisch günstig — nahe der Spree, geschützt durch Moore und Wälder. Sie war ein Rückzugsort in Zeiten fränkischer Expansion und ein Zentrum slawischer Selbstbehauptung. Archäologische Funde belegen eine kontinuierliche Nutzung über mehrere Generationen, darunter Keramik, Werkzeuge, Schmuck und Spuren von Feuerstellen.

Der Name „Fernal“ ist poetisch-literarisch, aber erfasst die Funktion der Burg treffend: Sie war ein Ort der Entscheidung, der Verteidigung, der Identität.

Heute ist Raddusch rekonstruiert und öffentlich zugänglich — ein Ort, an dem Geschichte sichtbar wird. Doch wer genau hinhört, hört mehr als Fakten: Er hört die Lausitz.

Literarische Notiz: „Der Hüter des Walls“ — Lausitz, um das Jahr 900



Der Nebel kroch wie lautlose Geisterschleier über das sumpfige Land. Das Schilf rauschte leise im Wind, als Jarek auf den hölzernen Wall stieg. Er war einer der Wachen, die die neu errichtete Burgschanze im Laugk bewachten — ein mächtiger Ringwall aus Erde und Holz, umgeben von Morast, der selbst erfahrenen Kriegern den Zugang erschwerte.

„Wenn die Deutschen wieder kommen, werden sie es nicht leicht haben“, murmelte Jarek und ließ den Blick über das stille Land gleiten. Unter ihm, in der Mitte der Anlage, kauerten einfache Grubenhäuser mit rauchenden Herdstellen. Die Menschen lebten nicht dauerhaft hier, doch heute waren sie alle gekommen. Die Kunde war vorausgeeilt: Fremde Reiter hatten das Grenzgebiet durchquert.

Zahl Burgwälle erbaut. Zwischen 880 und 970 prägten 40 bis 50 kleine, stark mit Wällen und Gräben bewehrte, einander recht ähnliche Rundwälle das Siedlungsgebiet.

Literarische Notiz: Zwischen Sturm und Stille, Kapitelaufakt: Die Grenzmark im Nebel

Der Morgen liegt schwer über der Niederlausitz. Nebel zieht durch die Senken, tastet über feuchte Wiesen, hüllt die Wälder in Schweigen. Kein Laut, nur das ferne Rufen eines Vogels, das sich verliert wie eine Erinnerung. Es ist das 9. Jahrhundert – und zum ersten Mal fällt ein Name auf dieses Land: *Lusitzi*, geschrieben im Bayerischen Geograph, kaum mehr als ein Echo auf Pergament. Doch mit der Schrift beginnt die Ordnung.



Die Grenzmark ist noch wild, durchzogen von slawischen Dörfern, von Flüssen, die keine Grenzen kennen. Doch im Osten wächst das Reich, und mit ihm die Hand, die Tribut fordert. Im 10. Jahrhundert wird die Niederlausitz Teil der Sächsischen Ostmark, eingewoben in das Bistum Meißen. Die Lusitzi werden unterworfen, nicht mit einem Schlag, sondern mit dem langsamen Druck der Verwaltung, der Mission, der Abgaben.

Ein Reiter zieht durch den Nebel, das Wappen kaum zu erkennen. Er trägt keine Waffen, sondern Listen. Namen, Zahlen, Dörfer. Die politische Ordnung kommt nicht mit Feuer, sondern mit Federkiel. Und während die Wälder noch rauschen wie eh und je, beginnt das Land, sich zu verwandeln – von einem Raum der Geschichten zu einem Raum der Register.

Ich bin die Lausitz – kein leichtes Mädchen – nicht leicht zu haben.

Die Konflikte zwischen Franken und Slawen bis Heinrich I.

Ich bin die Lausitz. Ich war nie leicht zu haben. Wer mich wollte, musste mich hören. Wer mich nahm, verlor sich oft.

Sie kamen aus Westen, die Franken. Mit Bannern, mit Schwertern, mit Gesetzen. Sie sahen mich auf ihren Karten, als leeres Feld, als Raum für Ordnung. Doch ich war nie leer. Ich war Wald, ich war Wasser, ich war Stimme. Und ich war nicht allein.

Die Slawen waren schon da. Nicht als Herrscher, sondern als Hüter. Sie lebten mit mir, nicht auf mir. Ihre Dörfer lagen wie Gedanken in meinen Tälern, ihre Wege folgten meinen Flüssen. Sie kannten meine Launen, meine Nebel, meine Tiefe. Und ich kannte sie. [Bilder: bing.copilot]



Und als die Zeit weiterzog, kamen die Franken. Sie bauten Straßen, schnitten Schneisen, warfen Netze aus Eisen über meine Haut. Doch ich blieb widerspenstig. Ich flüsterte in den Wäldern, rauschte in den Teichen, sang in den Sprachen, die man vergessen wollte. Ich bin Erinnerung und Widerstand, verborgen in jedem Hügel, in jedem Namen, der noch klingt.

Die ersten Blicke

Die Franken sahen mich als Beute. Ein Grenzland, ein Übergang, ein Raum zwischen den Reichen. Sie nannten mich „marca“, Grenzmark, Vorland [Grenze: ebenfalls ein Wort mit slawischen Wurzeln – *granica*]

Doch ich war kein Rand. Ich war Mitte — zwischen Kulturen, zwischen Zeiten, zwischen Stimmen.

Karl der Große hatte begonnen, das Slawenland zu missionieren, zu ordnen, zu unterwerfen. Doch ich war nicht das Sachsenland. Ich war feuchter, dunkler, leiser. Meine Sümpfe verschluckten Pferde, meine Wälder verwirrten Heerführer. Ich war nicht zu greifen.

Die Slawen, meine Verbündeten, waren keine Armeen. Aber sie waren viele. Sie kannten die Pfade, die Furten, die Fluchten. Sie kämpften nicht frontal, sondern mit Geduld. Und ich half ihnen.

Ich ließ den Nebel steigen. Ich ließ die Moore sprechen. Ich ließ die Wege schweigen.

Die Grenzmark - Ein Land tritt in die Schriftlichkeit



Im 9. Jahrhundert begannen die Franken, sich zu teilen. Sie gründeten Marken:

- die Ostmark,
- die Sorbenmark,
- die Lausitzmark.

Sie setzten Grafen ein, Bischöfe, Burgherren. Sie bauten Kirchen, wo meine Bäume standen. Sie schrieben Urkunden, wo meine Lieder klangen.

Doch ich blieb widerspenstig. Die Slawen erhoben sich immer wieder. In Dubrau, in Koschen, in Zliobna. Sie verbrannten Burgen, vertrieben Priester, zerstörten Grenzsteine.

Und ich deckte sie — mit Nebel, mit Nacht, mit Nähe.

Die Niederlausitz liegt noch im Schatten der Wälder, in der Schwebe zwischen Mündlichkeit und Schrift. Die Lusitzi, slawische Gruppen zwischen Spree und Neiße, leben in Dörfern aus Holz, mit Göttern aus Stein und Geschichten aus Wind. Doch das Reich wächst. Die Ottonen dehnen ihre Macht ostwärts aus, und mit der Feder des Schreibers beginnt die Ordnung. Der *Bayerische Geograph* nennt die Lusitzi beim Namen – ein erster Eintrag, ein stiller Beginn.

Historische Notiz: Tribut und Drohung - Eine Herrschaft tastet sich heran

Nach den Feldzügen gegen die Slawen wird die Niederlausitz zur Grenzmark. Die Sorben – wie man die slawischen Bewohner nun zusammenfasst – werden tributpflichtig gemacht. Doch die Herrschaft kommt nicht nur mit Schwert, sondern mit Kalkül. Wer zahlt, darf nicht geknechtet werden. Die fränkische Ordnung sucht Stabilität, nicht Zerstörung. Man sendet Gesandte, zählt Dörfer, verhandelt mit Ältesten. Die Drohung bleibt im Hintergrund – wie ein Schatten hinter dem Banner.

Wanderer mit Psalter - Die ersten Missionare

Sie kommen zu Fuß, mit einem Kreuz aus Holz und einem Psalter in der Tasche. Wanderprediger aus Fulda, Corvey, Magdeburg. Sie sprechen nicht die Sprache der Sorben, aber sie sprechen von Erlösung, von einem Gott, der nicht in Hainen wohnt, sondern in Häusern aus Holz und Stein. Sie taufen, sie predigen, sie schreiben. Ihre Worte sind fremd, ihre Gesten ungewohnt – doch sie bleiben. Und mit ihnen bleibt die Idee, dass dieses Land Teil eines größeren Ganzen werden soll.

Mythische Notiz: Unter Eichen – Die slawischen Götter beraten über den neuen Gott der Christen

Ort: Ein Hain aus Eichen und Nebel, irgendwo zwischen Dubrau und Koschen. Die alten Götter der Slawen versammeln sich zum Rat. Keine Waffen, keine Drohungen — nur Stimmen, die sich erinnern.

Svantovit, der Vielgesichtige, Gott der Weissagung:

„Sie nennen ihn den Einen. Ich war vier, und nie war ich weniger. Was ist das für ein Gott, der sich nicht spiegelt?“ „Sie bauen Kirchen, wo unsere Steine lagen. Sie singen Lieder, die unsere Rhythmen tragen. Vielleicht ist das nicht Verrat, sondern Verwandlung.“

Mokosch, die Erdige, Göttin der Fruchtbarkeit und der Frauen:

„Sie haben meine Quellen getauft. Doch das Wasser bleibt Wasser. Und die Frauen, die mich riefen, rufen mich noch — im Schlaf, im Schmerz, im Lied.“ „Ich habe nie Besitz verlangt. Nur Erinnerung. Wenn sie mich vergessen, bin ich still. Wenn sie mich brauchen, bin ich da.“

Perun, der Donnernde, Gott des Himmels und der Ordnung:

„Er spricht von Licht, doch seine Banner werfen Schatten. Ich habe Blitze gesandt, nicht um zu zerstören, sondern um zu warnen.“ „Ich bin Ordnung. Und Ordnung wandelt sich. Vielleicht ist dies nur ein neuer Kreis, kein Bruch.“



Max presnyakov, Перун 1998 Perun

Veles, der Wandelbare, Gott der Tiere, der Toten und der Magie:

„Ich bin nicht beleidigt. Ich bin alt. Ich war schon da, als sie noch suchten. Und ich werde da sein, wenn sie wieder fragen.“ „Dann lasst uns nicht kämpfen. Lasst uns flüstern. In den Nebeln von Dubrau, in den Träumen der Kinder, in den Namen der Orte.“

Svantovit:

„Denn wer glaubt, dass Götter sterben, hat nie wirklich zugehört.“

Mythische Notiz:

Am Rand des Wassers – Die Spreefrau und der fränkische Missionar

Ort: Ein Seitenarm der Spree, früh am Morgen. Nebel liegt über dem Wasser, die Luft ist still. Die Spreefrau steigt aus dem Fluss, ihr Haar tropft Geschichten. Am Ufer steht ein Mann in dunklem Gewand, das Kreuz schwer an der Brust, der Blick fest, aber suchend.

Spreefrau: „Du stehst am Wasser, aber du hörst es nicht.“

Missionar: „Ich höre, was ich verstehen soll. Der Herr spricht in Klarheit.“

Spreefrau: „Klarheit ist ein schönes Wort. Aber ich bin die Tochter von Fluss und Nebel. Wir sprechen in Strömung, in Schweigen, in Wandel.“

Missionar: „Ich bin gekommen, um zu taufen. Um Licht zu bringen, wo Dunkelheit war.“

Spreefrau: „Dunkel war es nie. Nur tief. Meine Mutter ist die Quelle, mein Vater der Regen. Meine Brüder sind die Bäche, meine Schwestern die Weiden. Wir haben gelebt, lange bevor dein Licht kam.“

Missionar (zögernd): „Ich glaube. Und ich diene. Aber ich bin auch gesandt. Man sieht mich. Man prüft mich.“

Spreefrau (lächelnd): „Du willst aufsteigen im Rang. Und du glaubst, ich sei eine Prüfung.“

Missionar: „Ich will, dass ihr erkennt, was wahr ist.“

Spreefrau: „Wahr ist, was bleibt. Ich bleibe. Auch wenn du mich nicht mehr rufst. Auch wenn du mich nicht mehr siehst.“

Missionar: „Ich will nicht zerstören. Ich will wandeln.“

Spreefrau: „Dann wandle mit Achtung. Nicht alles, was anders ist, ist falsch. Und nicht alles, was neu ist, ist besser.“

Missionar (leise): „Ich werde berichten, dass ihr zuhört.“

Spreefrau: „Und ich werde erzählen, dass ihr fragt.“

Der Nebel hebt sich. Der Fluss fließt weiter. Der Mann bleibt stehen, das Kreuz schwer, der Blick leichter.

Historische Notiz: Der Bruch - Zerstörung der Heiligstätten

Die Geduld endet. Als die Sorben sich weigern, ihre Götter zu verlassen, wird die Mission zur Machtfrage. Heilige Haine werden gefällt, Kultstätten zerstört, Götzen verbrannt. Die Kirchen wachsen – erst hölzern, dann steinern. Klöster senden neue Brüder, Bistümer greifen nach der Lausitz. Die Religion wird zur Verwaltung, die Bekehrung zur Besetzung. Was eben noch ein Ort der Erzählung war, wird nun ein Ort der Vorschrift.

Widerstand im Schatten - Die Sorben wehren sich

Doch die Sorben sind keine stummen Empfänger. Sie wehren sich – mit Worten, mit Flucht, mit Feuer. Manche Dörfer verschwinden, andere werden neu gegründet. Die Grenze zwischen slawischer Tradition und fränkischer Ordnung verläuft nicht entlang von Flüssen, sondern mitten durch die Dörfer, durch die Familien, durch die Geschichten. Es kommt zu Aufständen, zu Rückzügen, zu Verhandlungen. Die Lausitz wird ein Raum der Spannung – zwischen Glauben und Herkunft, zwischen Ordnung und Erinnerung.

Der Beginn der Geschichte - Urkunden, Register, Erinnerung

Urkunden berichten von Schenkungen, von Grenzsteinen, von Abgaben. Die Lausitz wird vermessen, beschrieben, verwaltet. Die Schriftlichkeit ersetzt die Erzählung nicht – sie überlagert sie. Doch in den Wäldern flüstert noch immer der Wind von alten Göttern, und in den Dörfern erzählt man sich Geschichten, die kein Mönch je aufgeschrieben hat. Die Geschichte beginnt – nicht mit einem Knall, sondern mit einem Eintrag. Und die Lausitz lernt, zwischen Sturm und Stille zu leben.

Die Niederlausitz erscheint erstmals im *Bayerischen Geograph* (9. Jh.) als Siedlungsgebiet der slawischen Lusitzi. Im Verlauf des 10. Jahrhunderts wurden diese in das Herrschaftsgefüge des ostfränkischen Reichs eingebunden: Sie wurden tributpflichtig, militärisch unterworfen und in die Verwaltungsstrukturen der Sächsischen Ostmark sowie des Bistums Meißen integriert.

Miteinander wider Willen - Deutsche Siedler und slawische Nachbarn

Langsam, fast unmerklich, beginnt die Durchmischung. Deutsche Siedler – Bauern, Handwerker, Händler – lassen sich nieder. Sie kommen aus Thüringen, aus Franken, aus



dem Harz. Sie bringen neue Ackerformen, neue Werkzeuge, neue Namen. Die Sorben bleiben – als Nachbarn, als Mitbewohner, als Teil einer neuen Ordnung. Die Sprache verändert sich, die Kleidung, die Häuser. Doch unter dem Dach eines Hofes lebt oft beides: das alte Lied und die neue Schrift.

Historische Notiz: Zliobna die sehr Zeitige

Zliobna“ ist ein wunderbarer Name für die mythische Frühform von Senftenberg — rau, geheimnisvoll, tief verwurzelt. Es ist einer der frühesten schriftlich belegten Orte in der Niederlausitz. Die Identifikation mit Senftenberg ist nicht gesichert, aber plausibel: Lage, archäologische Funde und spätere Entwicklung sprechen dafür.

So war Senftenberg, damals Sümpfenburg, schon 893 angelegt, schreibt der Chronist Carl Wilhelm Zahn.

Die erste Erwähnung 1018 zeigt, dass die Region politisch und strategisch relevant war — als Grenzraum zwischen dem Reich und Polen. Zitat:: „Gero befestigte die Stadt Sümpfenburg vollständig und legte daselbst eine Burgwarte an.“ [Markgrafen Gero I. (900–965), althochdeutsch für "Speer"]

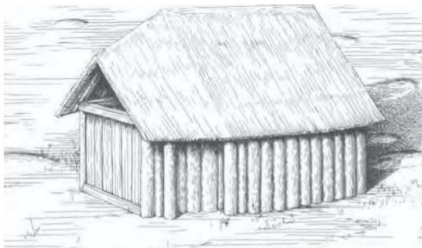
Senftenberg ist also viel älter als 750 Jahre (es zählt aber nur die schriftl. Ersterwähnung und die war erst 1279).

Literarische Notiz: Die Lausitz und die neuen deutschen Bewohner:

Die fränkischen Chronisten nannten mich „wild“, „ungeordnet“, „heidnisch“. Doch ich war nur treu. Ich schützte die, die mich verstanden. Und ich schwieg für die, die mich missbrauchten.

Als die alten Götter verstummten: Die Christianisierung der Lausitz

Ich war nicht überrascht. Ich hatte viele Stimmen gehört. Und ich wusste: Auch diese würde kommen.



Die Slawen lebten mit mir, nicht gegen mich. Ihre Götter waren in den Quellen, in den Bäumen, in den Liedern. Sie sprachen mit dem Wind, opferten dem Regen, tanzten mit dem Nebel. Ich war Teil ihrer Welt — nicht als Besitz, sondern als Wesen.

Doch dann kamen andere. Sie trugen Kreuze, Bücher, Banner. Ihre Sprache war fest, ihre Schritte entschlossen. Sie sagten, sie brächten Licht. Ich war nicht dunkel, aber ich schwieg. [Bild: Felix Biermann, Niederlausitz]

Die ersten Missionare

Sie kamen aus Westen, aus den Klöstern der Franken, aus den Bischofssitzen der Sachsen. Sie trugen Gewänder, die raschelten wie fremde Blätter. Ihre Augen suchten nicht die Landschaft, sondern die Seelen. Sie sprachen von einem Gott, der allein sei. Und sie sahen in mir ein Land, das bekehrt werden müsse.

Ich sah sie predigen am Rand der Dörfer. Ich sah sie taufen im Wasser, das einst Mokosch gehörte. Ich sah sie Kreuze errichten, wo einst Opfersteine lagen. Und ich schwieg.

„Du bist nicht falsch.“ flüsterte ich. „Du bist nur anders.“

Der Widerstand

Nicht alle hörten zu. Manche lachten, manche fluchten, manche flohen. Die alten Götter waren nicht laut, aber sie waren tief. Ihre Namen lebten in den Liedern, in den Träumen, in den Kindern. Und sie wollten nicht sterben.

Es gab Kämpfe, kleine, große, stille. Manche Altäre wurden zerstört, manche heimlich bewahrt. Manche Priester wurden vertrieben, manche aufgenommen. Es war kein Krieg, aber ein Ringen — um Deutung, um Erinnerung, um Heimat.

Ich sah beides. Und ich verstand beides.

Die Umkehr

Langsam, leise, stetig — wie Nebel, der sich lichtet. Die Dörfer begannen zu beten in neuen Worten. Die Kinder lernten neue Namen. Die Feste veränderten sich, aber nicht ganz. Ostern kam, aber mit Eiern, wie früher. Weihnachten kam, aber mit Feuer, wie immer.

Die alten Götter verstummten nicht sofort. Sie wurden leiser, wurden Geschichten, wurden Schatten. Und ich bewahrte sie — nicht als Macht, sondern als Erinnerung.

„Ich bin nicht besiegt.“ sagte Mokosch. „Ich bin verwandelt.“

Lied der Wandlung

Ein Kreuz im Wind, ein Lied im Stein,

Die alten Götter schlafen ein.

Doch wer sie ruft, der hört sie noch,

Im Nebelpfad, im Wiesenspross.

Die Lausitz trägt nun neues Licht,

Doch ihre Tiefe stirbt ihr nicht.

Historische Notiz: Die Christianisierung der Lausitz

Die Christianisierung der Niederlausitz war kein plötzlicher Umsturz, sondern ein langsamer, vielschichtiger Prozess. Ab dem 10. Jahrhundert, mit der Ausdehnung des Heiligen Römischen Reiches und der Gründung von Missionsbistümern wie Meißen (968), begannen fränkische und sächsische Geistliche, die slawische Bevölkerung zum Christentum zu führen.

Die Methoden waren unterschiedlich: Predigt, Taufe, Kirchenbau — aber auch politische Druckmittel, etwa durch die Markgrafen von der Ostmark.

Die alten slawischen Götter wie *Svantovit*, *Perun* oder *Mokosch* wurden als heidnisch verurteilt, ihre Kultstätten zerstört oder überbaut. Doch die Bevölkerung reagierte nicht einheitlich: Manche nahmen den neuen Glauben an, andere hielten an alten Bräuchen fest, viele lebten lange in einer Mischform aus Christentum und Naturreligion.

Archäologisch zeigt sich dieser Wandel in der Veränderung von Grabriten, der Einführung christlicher Symbole und dem Bau erster Kirchen. Sprachlich und kulturell blieb die sorbische Identität jedoch erhalten — bis heute existieren sorbische Gemeinden, Schulen und Bräuche in der Lausitz.

Die Christianisierung war also nicht nur ein religiöser Wandel, sondern auch ein kultureller Einschnitt. Sie brachte neue Schriftlichkeit, neue Machtstrukturen, neue Feste — aber sie überlagerte, nicht löschte. Die alten Stimmen der Lausitz wurden leiser, aber nicht stumm. Und wer heute genau hinhört, kann sie noch vernehmen: in Liedern, in Ortsnamen, im Nebel über Dubrau.

Literarische Notiz: Heinrich I. – Der Jäger

Dann kam Heinrich. Der Vogler, der König, der Sammler der Marken. Er war klüger als die anderen. Er jagte nicht nur Tiere, sondern auch Länder. Und er sah mich — nicht als Beute, sondern als Prüfung.

Er zog mit Heeren, mit Diplomaten, mit Missionaren. Er baute Burgen, gründete Städte, schloss Verträge. Er wollte mich nicht zerstören, sondern binden. Und ich ließ ihn — ein wenig.

Die Slawen wichen zurück, aber nicht ganz. Sie gaben nach, aber nicht auf. Sie lernten, aber vergaßen nicht. Und ich blieb zwischen ihnen — nicht als Besitz, sondern als Gedächtnis.

Die Lausitz: Ich bin kein leichtes Mädchen. Ich bin keine Beute. Ich bin Geschichte.

Lied der Wälder

Wer mich sucht mit Schwertern, Findet nur mein Schweigen.

Wer mich hört mit Herzen, Darf in mir verweilen.

Die Sümpfe sind mein Mantel, Die Wälder mein Gesicht.

Ich bin die Lausitz, wandelnd, Doch verlier mich nicht.

Historische Notiz

Die Konflikte zwischen den Franken und den Slawen in der Lausitz begannen bereits im 8. Jahrhundert, verstärkten sich unter Karl dem Großen und dauerten bis ins 10. Jahrhundert. Die Region war strategisch wichtig — als Grenzland zwischen dem fränkischen Reich und den slawischen Gebieten östlich der Elbe. Die Slawen, insbesondere die Lusitzi und Milzener, verteidigten ihre Siedlungen und ihre Kultur gegen fränkische Missionierung und militärische Expansion.

Die Franken versuchten, durch die Einrichtung von Marken (Grenzgebieten) Kontrolle zu gewinnen. Die Lausitz wurde mehrfach zur „Mark Lausitz“ erklärt, doch die tatsächliche Herrschaft blieb umkämpft. Die Slawen nutzten die schwierige Topografie — Wälder, Sümpfe, Flussläufe — als natürlichen Schutz. Ihre Widerstandskraft war hoch, ihre Ortskenntnis überlegen.

Heinrich I. (reg. 919–936) war der erste ostfränkische König, der systematisch versuchte, die Slawengebiete zu integrieren. Dabei anfangs nur ihre Bewohner tributpflichtig zu machen, nicht zu besiegen. Er führte Feldzüge, errichtete Burgen und schloss Verträge mit einzelnen slawischen Fürsten. Dennoch blieb die Lausitz bis ins Hochmittelalter ein Raum zwischen den Mächten — kulturell slawisch geprägt, politisch umkämpft, geografisch schwer zugänglich.

Die Vorstellung der Lausitz als „widerständige Landschaft“ ist nicht nur poetisch, sondern historisch fundiert. Ihre Wälder und Moore waren nicht nur Kulisse, sondern Akteure — sie schützten, verbargen, bewahrten. Und bis heute trägt die Region diese Tiefe in sich.

Mythischer Notiz: Der Wind spricht – Und nicht jeder hört gern zu

Ort: Über den Sümpfen von Dubrau, zwischen den Wipfeln von Koschen, über den Palisaden von Zliobna.

Der Wind zieht auf, nicht laut, aber bestimmt. Er hat gesehen, gehört, gerochen. Und heute spricht er:



„Ich war da, als ihr noch keine Namen hattet. Ich trug eure Stimmen, eure Lieder, eure Flüche. Ich habe euch gewarnt, euch getragen, euch gespiegelt. Und jetzt tut ihr, als sei ich bloß Wetter.“

Er fegt über die Banner der Franken, über die Kreuze der Missionare, über die Helme der Markgrafen.

„Ihr wollt Ordnung? Ich bin älter als eure Karten. Ihr wollt Macht? Ich habe Könige fallen sehen, weil sie meine Richtung nicht verstanden.“

Er streicht durch die Wälder, hebt die Nebel, lässt die Sümpfe flüstern.

„Die Slawen hörten mich. Sie bauten mit mir, nicht gegen mich. Ihre Häuser standen im Wind, ihre Götter sprachen mit mir. Und ihr? Ihr nennt mich störend.“

Er wirbelt Staub auf in den Burgen, lässt Türen schlagen in den Kirchen, zerrt an den Gewändern der Gelehrten.

„Ich bin nicht euer Feind. Aber ich bin auch nicht euer Diener. Ich bin der Wind. Ich bin Wandel. Ich bin Widerstand.“

Er wird leiser, aber nicht zahm.

„Wer mich ignoriert, verliert sich. Wer mich hört, findet Tiefe. Ich bin der Wind. Und ich bin nicht fertig.“

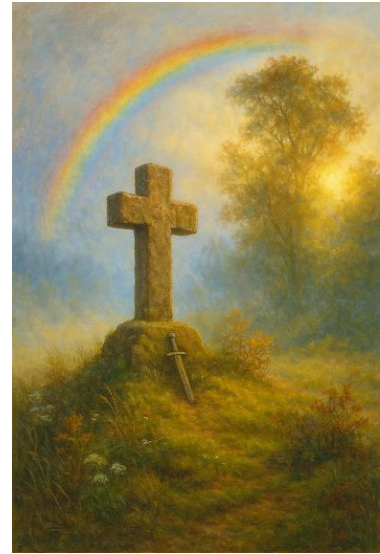
Mythische Notiz: Darbots Linde spricht- Ein Monolog zwischen Wurzelwerk und Regenbogen

Ich stehe hier, seit die Erde noch ungeteilt war. Seit die Lusitzi ihre Götter in den Wind riefen und die Rundburg von Darbot wie ein Ring aus Wille und Erde stand. Ich habe gesehen, wie Rauch aus den Hainen stieg, wie Kinder mit Tonfiguren spielten, wie Älteste Geschichten erzählten, die nie geschrieben wurden.

Dann kamen die Reiter. Erst vorsichtig, dann fordernd. Sie trugen Kreuze, Listen, Banner. Sie sprachen von Ordnung, von einem Gott, der nicht in den Wipfeln wohnt, sondern in steinernen Häusern. Ich habe sie beobachtet – wie sie zögerten, wie sie predigten, wie sie zerstörten. Die Rundburg wurde geschleift, die Haine gefällt, die Götzen verbrannt.

Und doch – ich blieb.

Ich habe die ersten Balken der Senftenberger Burg gesehen. Kläglich, zaghaft, wie ein Kind, das Laufen lernt. Ich habe die Sorben gehört, wie sie flüsterten, wie sie sich wehrten, wie sie blieben. Ich habe die deutschen Siedler kommen sehen – mit neuen Werkzeugen, neuen Namen, neuen Liedern. Sie bauten, sie pflügten, sie beteten. Und ich?



Ich stand einfach da.

Mich kann nichts erschüttern. Ich habe zu viel gesehen. Ich bin nicht aus Stein, aber ich bin älter als eure Mauern. Ich bin nicht aus Eisen, aber ich halte mehr aus als eure Schwerter. Ich bin die Linde von Darbot – und ich trage die Geschichten in meinen Ringen, in meinem Wurzelwerk, in meinem Schweigen.

Und manchmal, wenn der Morgennebel sich hebt und ein Regenbogen über das Land zieht, denke ich: Vielleicht wird es ja besser. Vielleicht lernen sie, miteinander zu leben. **Vielleicht wächst aus dem Streit ein Lied, das beide singen können. Ich habe Zeit. Ich warte. Ich höre zu.**

Die Lausitz spricht: Eine Stimme aus Erde, Moor und Geschichte

Ich bin älter als eure Karten, älter als eure Namen. Ich bin die Landschaft, die ihr durchquert, die ihr beschreibt, die ihr verändert. Ich war Sumpf und Sand, Wald und Wiese, Burgwall und Acker. Ich habe die Lusitzi getragen, ihre Spuren bewahrt, ihre Götter gehört. Ich habe die Reiter kommen sehen, die Banner, die Kreuze, die Listen. Ich habe die Kirchen wachsen sehen, die Mauern, die Glocken.

Ich bin nicht zornig. Ich bin nicht versöhnt. Ich bin einfach da. Ich habe alles aufgenommen – das Alte, das Neue, das Fremde, das Vertraute. Ich bin die Lausitz. Ich bin das Gedächtnis, das nicht urteilt, aber erinnert. Und



wenn ihr mich fragt, ob es besser wird – ich sage: Es wird anders. Und manchmal, in den Nebeln des Morgens, auch schöner. [Bild: bing.copilot]

Die Spreefrau flüstert: Eine Stimme aus Wasser, Lied und Wandel

Ich bin die Spree. Ich bin das Fließen, das Kommen und Gehen. Ich habe die Boote der Sorben getragen, ihre Netze, ihre Lieder. Ich habe ihre Kinder gesehen, ihre Feste, ihre Tränen. Ich habe die Missionare gespiegelt, ihre Kreuze, ihre Zweifel. Ich habe die Mauern der Kirchen umspült, die Fundamente der Burgen, die Brücken der Händler.

Ich bin nicht zu fassen. Ich bin nicht zu binden. Ich bin Erinnerung in Bewegung. Und wenn die Linde spricht, höre ich zu. Wenn der Regenbogen sich spannt, lächle ich. Denn ich weiß: Alles fließt. Auch die Geschichte. Auch die Hoffnung.

Wind und Lausitz – Der ewige Dialog



„Du bist langsam.“ „Ich bin tief.“ „Du schweigst.“ „Ich bewahre.“

So sprechen Wind und Lausitz, zwei alte Kräfte, die sich lieben und streiten. Der Wind will Veränderung, die Lausitz will Erinnerung. Ihre Gespräche formen Täler, heben Hügel, lassen Dörfer verschwinden. [Bilder ff. bing.Copilot]

Manchmal erscheint der Lausitzer Chronist, ein alter Mann mit einem Buch aus Birkenrinde. Er schreibt, was die beiden sagen – doch die Tinte ist aus Nebel, und die Seiten verschwinden, sobald man sie liest.

II. Mythisch-literarische Miniaturen der Niederlausitz

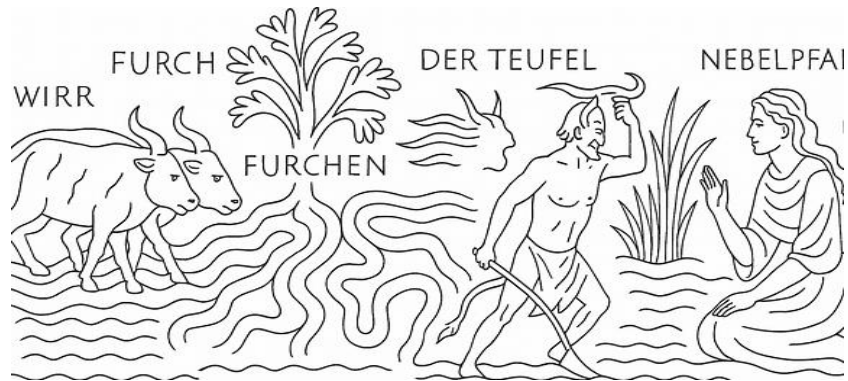
Wie der Spreewald entstand

Der Teufel als Kartograph des Chaos – nicht böse, sondern schöpferisch

Man sagt, der Teufel sei einst durch die Lausitz gewandert, auf der Suche nach einem Ort, den er mit Chaos segnen könne. Als er die Spree entdeckte, ein junges,

stolzes Flussmädchen, das schnurgerade gen Norden floss, verspürte er Neid. Mit seinem Krallenfinger stach er in die Erde, ritzte Rinnen, Gräben, Schleifen — und lachte. Die Spree, verwirrt und verführt, folgte seinen Spuren.

„*Ordnung ist der Anfang der Langeweile.*“ Das soll der Teufel gesagt haben, als er die Lausitz betrat.



Er kam nicht mit Feuer, sondern mit Fragen. Kein Schwefel, kein Blitz begleitete ihn, sondern ein leiser Wind, der die Gräser rückwärts strich. Die Erde war weich vom Tau der Nacht, und die Wälder hielten den Atem an. Es war eine Zeit, da die Dinge noch Namen suchten, und die Landschaft lauschte.

Der Teufel trug einen Pflug aus schwarzem Eisen, geschmiedet in den Tiefen unterhalb der Zeit. Zwei Ochsen zogen ihn — gewaltige Tiere mit Hörnern wie Mondsicheln und Augen, die glühten wie alte Kohlen. Ihre Namen waren *Wirr* und *Wandel*, und sie liefen nicht gerade, sondern im Zickzack, als folgten sie einem Tanz, den nur der Wahnsinn kennt.

„*So soll es sein,*“ murmelte der Teufel. „*Kein Mensch soll je wissen, wo das Wasser beginnt und wo es endet.*“

Er setzte den Pflug an, und die Erde öffnete sich wie ein Buch. Doch statt Zeilen entstanden Rinnen, statt Absätzen Schleifen. Die Furche war kein Weg, sondern ein Irrtum. Und mit jedem Zug wurde die Lausitz ein wenig weniger gerade.

Die Ochsen des Zickzacks

Wirr und *Warr*, die gewaltigen Ochsen waren keine gewöhnlichen Tiere. Man sagt, sie seien aus Ton geformt und mit Wind beseelt. Ihre Hufe hinterließen keine Spuren, sondern Fragen. Wenn ein Mensch ihnen begegnete, verlor er die Richtung — und manchmal auch den Verstand.

Sie sprachen nicht, doch ihre Bewegungen waren Sprache genug. *Wirr* tänzelte, *Warr* schwankte. Gemeinsam formten sie ein Muster, das kein Geometer je verstand. Der Teufel liebte sie wie seine Gedanken: unberechenbar, schön, gefährlich.

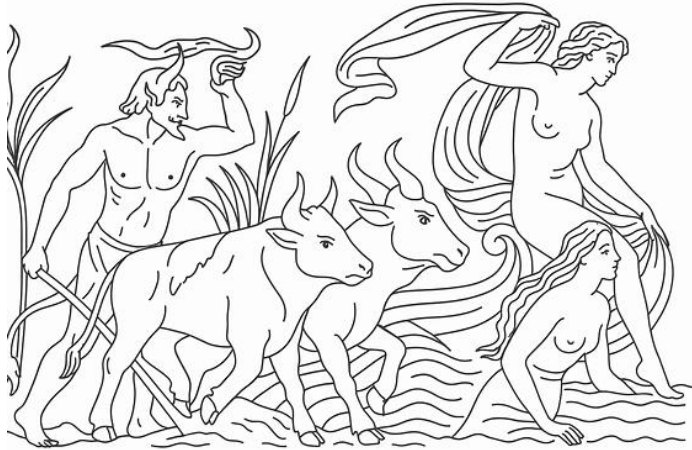
„*Ihr seid meine Schrift.*“ sagte er. „*Und die Lausitz wird mein Gedicht.*“

Die Spreefrau

Die Spree, damals noch ein junger Strom, klar und kühn, sah dem Schauspiel zu. Sie war stolz auf ihre gerade Richtung, auf ihr Ziel. Als der Teufel sie rief, zögerte sie.

„Warum sollte ich dir folgen?“ „Weil du viele werden kannst.“

„Und was verliere ich?“ „Deine Geradlinigkeit.“



Die Spree schwieg. Dann folgte sie.

So entstand der Spreewald — ein Labyrinth aus Wasseradern, ein Spiegel der Verwirrung, ein Tanz der Täuschung. Die Menschen, die später kamen, nannten es fruchtbar. Doch die Alten wussten: Es war ein Werk des Teufels, ein Gedicht aus Zickzack und Sehnsucht.

Der Teufel blieb nicht lange. Als das Werk vollbracht war, stand er am Rand des Labyrinths und betrachtete es. Die Spree floss nun in hundert Armen, und jeder schien sich selbst zu suchen. Die Menschen würden kommen, würden staunen, würden sich verirren.

„Ich habe nichts zerstört,“ sagte er. „Ich habe nur die Richtung entfernt.“

Dann verschwand er — nicht in Rauch, sondern in einem Gedanken. Manche sagen, er lebt noch, irgendwo zwischen den Flussarmen, als Schatten in der Tiefe. Andere meinen, er sei weitergezogen, um neue Landschaften zu verwirren.

Die Spreefrau wandert durch das Labyrinth, nicht als Fluss, sondern als Erinnerung. Kinder sehen sie am Morgen, wenn der Nebel noch schläft. Alte hören sie in den Tropfen, die von den Weiden fallen. Sie ist nicht zu fassen, aber zu fühlen.

„Ich bin jetzt viele, weil ich einmal folgte.“

Manche sagen, sie sei traurig. Andere meinen, sie lache. Vielleicht tut sie beides — wie das Wasser, das trägt und trennt.

Dubrau – Das Moor, das träumt

„Nicht alles, was schweigt, ist tot.“ So flüstert die Nebelfrau, wenn der Morgen sich noch nicht entschieden hat.

Dubrau liegt dort, wo die Karten ausbleichen. Ein Ort, der sich nicht festhalten lässt, sondern sich entzieht. Die Wege dorthin sind bekannt, doch wer sie geht, vergisst, warum. Das Moor beginnt nicht plötzlich, sondern schleicht sich ein — mit feuchtem Atem, mit flüsterndem Gras, mit einem Licht, das sich nicht entscheiden kann.

Die Alten sagen, Dubrau sei kein Ort, sondern ein Zustand. Wer dort verweilt, tritt aus der Zeit. Die Luft ist schwer von Geschichten, die nie erzählt wurden, und das Wasser trägt Erinnerungen, die niemandem gehören.

Die Nebelfrau – die Fata Morgana der Lausitz

Sie erscheint nicht jedem. Manche sehen nur Dunst, andere hören ein Lied. Doch wer bereit ist, zu vergessen, dem zeigt sie sich: eine Gestalt aus Schleier und Stimme, halb Frau, halb Landschaft. Ihr Haar ist lang wie die Geschichte, ihr Blick tief wie das Moor.

„Ich bin die Lausitz, wenn sie träumt.“ sagt sie, und ihre Stimme klingt wie Tau auf altem Laub.

Sie trägt ein Kleid aus Spinnweben und Nebelfäden, das sich mit jedem Schritt verändert. In ihrer Hand hält sie eine Schale aus Birkenrinde, gefüllt mit Tropfen, die Erinnerungen enthalten. Wer daraus trinkt, sieht Bilder: ein Kind, das mit Fröschen spricht; ein König, der seine Krone im Wasser versenkt; ein Mädchen, das den Wind heiratet.

Doch wer zu lange schaut, verliert sich.

„Du bist nicht hier, um zu bleiben.“ sagt sie. *„Du bist hier, um zu erinnern.“*

Der Wanderer

Er kam aus Senftenberg, mit festen Schritten und klarem Ziel. Ein Forscher, ein Fragender, ein Mann mit einem Notizbuch. Doch als er Dubrau betrat, wurde sein Gang langsamer. Die Worte in seinem Kopf begannen zu schweben, die Gedanken zu tropfen.

Er begegnete der Nebelfrau an einem Morgen, der keiner war.



Sie sprach nicht, doch er verstand. Sie zeigte ihm Szenen — nicht aus der Geschichte, sondern aus dem Gedächtnis der Landschaft.

Er sah sich selbst, als Kind, am Rand eines Teiches. Er hörte Lieder, die seine Großmutter nie sang. Er roch das Brot, das nie gebacken wurde. Und er weinte — nicht aus Trauer, sondern aus Erkenntnis.

„Ich bin nicht hier, um zu forschen.“ sagte er. „Ich bin hier, um zu hören.“

Die Stimmen im Moor

Spremborg spricht nicht laut. Es sind die kleinen Geräusche, die erzählen: das Knacken eines Astes, das Platschen eines Tropfens, das Rascheln eines unsichtbaren Tieres. Manche sagen, es seien Geister. Andere meinen, es sei die Lausitz selbst, die dort flüstert.

„Ich war ein Dorf.“ „Ich war ein Lied.“ „Ich war ein Name.“

So klingen die Stimmen, wenn der Nebel dicht genug ist. Sie erzählen von verschwundenen Orten, von vergessenen Bräuchen, von Menschen, die nie geboren wurden. Und doch ist alles wahr.

Die Karte aus Nebel

Die Nebelfrau besitzt eine Karte — nicht aus Papier, sondern aus Dunst. Sie breitet sie aus, wenn der Wind still ist. Darauf sind keine Orte, sondern Erinnerungen. Jeder Fleck ist ein Gefühl, jede Linie ein Verlust.

Der Wanderer betrachtete sie und erkannte nichts. Doch je länger er sah, desto mehr verstand er. Nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen.

„Dies ist die Lausitz, wie sie sich erinnert.“ sagte die Nebelfrau. „Nicht wie sie war, sondern wie sie träumt.“

Lied der Nebel

Calau liegt, wo Worte schweigen, Wo die Zeit sich selbst verneigt.

Nebel spinnt aus alten Fragen, Was die Erde nie gezeigt.

Eine Frau aus Dunst und Fäden, Trägt die Namen, die vergehn.

Wer sie sieht, vergisst sein Leben, Doch beginnt, sich selbst zu seh'n.

Epilog

Der Wanderer kehrte zurück — nicht nach Senftenberg, sondern in sich selbst. Sein Notizbuch blieb leer, doch sein Blick war voller Geschichten. Er sprach nicht mehr von Daten, sondern von Bildern. Und wenn man ihn fragte, was er in Dubrau fand, sagte er:

„Ich habe nichts gefunden. Aber ich habe etwas verloren, das ich nicht vermisse.“

Die Blaue Blume vom Koschenberg

„Wer sie findet, sieht nicht mehr mit Augen.“ So heißt es in Großkoschen, wenn der Nebel vom See heraufzieht.

Der Koschenberg steht wie ein Gedanke in der Landschaft — nicht laut, aber beharrlich. Seine Flanken sind mit alten Wurzeln durchzogen, seine Kuppe trägt den Wind wie ein Mantel. Einst war hier eine Kapelle, gestiftet von den Herren von Köckritz, dem heiligen Laurentius geweiht. Doch was blieb, ist mehr als Stein: Es ist eine Ahnung, ein Ruf, ein Versprechen.

Der Schäfer

Er war kein Held, nur ein Mann mit Hut und Herde. Jeden Morgen zog er mit seinen Schafen über die Wiesen, ließ sie grasen, sprach mit dem Wind. Sein Hund, ein verspielter Geselle namens Kevin, sprang voraus, schnüffelte, bellte, grub. Und eines Tages — es war ein Morgen wie jeder andere — geschah es.

Kevin bellte plötzlich anders. Nicht laut, sondern ehrfürchtig. Er hatte etwas entdeckt: eine Blume, tiefblau, leuchtend, einsam. Der Schäfer trat näher, betrachtete sie. Sie war nicht groß, nicht fremd — und doch schien sie aus einer anderen Welt.

„Du bist nicht von hier.“ flüsterte er.

Er pflückte sie nicht. Er nahm sie auf, vorsichtig, und steckte sie an seinen Hut — dort, wo sonst nur Sonne und Regen Platz fanden. In dem Moment veränderte sich die Luft. Es knallte nicht, es sang. Ein Rauch stieg auf, silbern, duftend. Und der Schäfer sah — nicht die Welt, sondern das, was dahinter lag.

Die Blaue Blume



Sie ist kein Gewächs, sondern ein Gedicht. Ihre Farbe ist nicht Blau, sondern Sehnsucht. Wer sie sieht, sieht sich selbst — nicht wie man ist, sondern wie man werden könnte. Sie wächst nur einmal, nur für einen, nur dort, wo Fragen wohnen.

„Ich bin kein Ziel. Ich bin ein Anfang.“ sagt sie, wenn man ihr zuhört.

Manche sagen, sie sei das Herz der Lausitz. Andere meinen, sie sei ein Irrtum der Götter. Doch alle, die von ihr erzählen, tun es mit leiser Stimme.

Der Wandel

Seit jener Begegnung war der Schäfer nicht mehr derselbe. Er sprach weniger, hörte mehr. Seine Schafe folgten ihm wie Gedanken, sein Hund bellte in Versen. Und wenn man ihn fragte, was geschehen sei, sagte er:

„Ich habe gesehen, was ich nie gesucht habe.“

Er begann, Geschichten zu erzählen — nicht von sich, sondern von der Blume. Von Menschen, die sie suchten und sich verloren. Von Orten, die sie verbargen. Von Zeiten, die sie vergaßen.

Der Koschenberg als Hüter

Der Berg selbst ist Teil der Sage. Er trägt die Blume nicht, er bewacht sie. Seine Steine sind schweigsam, seine Wurzeln wachsam. Wer ihn besteigt, spürt nicht Höhe, sondern Tiefe. Und manchmal, wenn der Wind aus Süden kommt, hört man ein Lied — leise, bläulich, wie aus einer anderen Zeit.

„Ich bin der Ort, an dem Sehnsucht wurzelt.“ sagt der Berg, wenn man ihn versteht.

Lied der Blume

Blau ist nicht Farbe, sondern Blick, Koschen trägt das alte Glück. Wer sie sieht, der sieht sich neu, Doch wer sie pflückt, verliert sein Scheu. Ein Hut, ein Hund, ein stiller Mann, Und alles fing mit Fragen an.

Epilog

Die Blaue Blume vom Koschenberg ist keine Sage, sondern ein Spiegel. Sie zeigt, was verborgen ist — nicht in der Erde, sondern im Menschen. Und wer sie findet, der weiß: Die Lausitz ist nicht nur Landschaft. Sie ist ein Traum, der Wurzeln schlägt.



Schöne Niederlausitz [Foto: ADAC maps]

III. „Stein wird Ordnung“ – Heinrich der Städtegründer und Gero der Städtebauer

Ein Kapitel über die Geburt der Städte in der Lausitz

Die Lausitz liegt still. Nebel zieht durch die Mulden, die Spree fließt wie ein Gedanke, der sich noch nicht entschieden hat. Auf einem Hügel steht ein Mann mit einem Pergament in der Hand. Er blickt nicht auf das, was ist, sondern auf das, was sein könnte. Mauern, Märkte, Glocken. Namen, die bleiben. Wege, die führen.

Die Linde von Darbot rauscht leise. Die Spreefrau hält den Atem an. Die Lausitz lauscht. Denn was jetzt geschieht, wird nicht nur gebaut – es wird erinnert. Heinrich der Erlauchte und Gero der Städtebauer treten in die Geschichte. Und mit ihnen beginnen sich die Städte, sich aus dem Nebel zu erheben.

Der Blick vom Hügel Ein Fürst mit Pergament



Es ist früher Morgen. Der Nebel liegt noch schwer über den Wiesen, die Spree fließt lautlos, und auf einem Hügel steht ein Mann mit einem Pergament in der Hand. Heinrich von Meißen – später genannt „der Erlauchte“ – blickt über das Land, das ihm gehört und doch noch fremd ist. Er ist kein Krieger wie Gero, kein Mönch wie die Prediger, sondern ein Planer. Ein Fürst mit Sinn für Ordnung, für Schönheit, für bleibende Spuren.

Er wird Städte gründen – nicht aus Not, sondern aus Absicht. Guben, Fürstenberg an der Oder, das Kloster Neuzelle. Orte, die nicht nur befestigt sind, sondern verwaltet, belebt, geordnet. Heinrich denkt in Linien, in Märkten, in Mauern. Er sieht das Land nicht als Grenze, sondern als Raum. Und mit jedem Eintrag auf seinem Pergament wächst die Lausitz in die Zukunft.

Gero – Der Hammer der Marken - Ein Städtebauer mit Schwert

Gero ist anders. Er kommt früher, um 960, mit dem Auftrag, die Lausitz zu sichern. Er ist Markgraf, Grenzhüter, Städtebauer aus Notwendigkeit. Seine Burgen sind Bollwerke – Kirchhain, Cottbus, Jarina. Sie entstehen dort, wo das Land wankt, wo die Sorben sich noch widersetzen, oder flüstern, wo der Widerstand lebt. Gero baut nicht für Handel, sondern für Herrschaft. Seine Mauern sind hart, seine Wege klar, seine Absicht unumstößlich.

Und doch – auch seine Burgen werden zu Städten. Aus Wachtürmen werden Rathäuser, aus Lagerplätzen werden Märkte. Die Ordnung, die er mit dem Schwert erzwingt, wird zur Grundlage für das, was Heinrich später mit dem Pergament gestaltet.

Von Burg zu Stadt - Die Geburt der Siedlung

Die Städte der Lausitz entstehen nicht aus einem Guss. Sie wachsen aus Erde, aus Holz, aus Absicht. Erst ist da ein befestigter Ort – eine Burg, ein Kloster, ein Markt. Dann kommen die Menschen: Händler, Handwerker, Bauern. Sie bauen Häuser, legen Straßen an, errichten Kirchen. Die Stadt wird zum Gedächtnis – sie speichert Namen, Urkunden, Geschichten.

Guben erhält das Stadtrecht, Fürstenberg wird befestigt, Neuzelle wird gestiftet. Die Zuckerstraße verbindet die Orte, die Spree trägt Waren, die Glocken rufen zum Gebet. Die Stadt ist nicht mehr nur Schutz, sondern Zentrum. Ein Ort, der bleibt.

Die Sorben und die Städte - Zwischen Anpassung und Ausschluss

Die Sorben sind noch da. Sie leben in den Dörfern, in den Randzonen, in den Geschichten. Doch in den Städten gelten andere Regeln. Eigentum ist beschränkt, Rechte sind verwaltet, Sprache ist fremd. Die Sorben passen sich an – manche werden Bürger, andere bleiben draußen. Die Stadt ist ein Ort der Ordnung, aber auch der Ausgrenzung.

Und doch – die Sorben prägen die Städte. Ihre Handwerkskunst, ihre Lieder, ihre Namen bleiben. Die Lausitz wird nicht deutsch oder slawisch – sie wird gemischt. Und in den Pflastersteinen liegt beides: das neue Recht und die alte Erinnerung.

Die Stadt als Gedächtnis - Urkunden, Pflaster, Glocken

Die Stadt schreibt. Sie verfasst Urkunden, sie zählt Bürger, sie erhebt Abgaben. Sie pflastert Straßen, errichtet Türme, gießt Glocken. Die Geschichte wird sichtbar – nicht mehr nur erzählt, sondern gebaut. Die Stadt wird zum Archiv, zum Klangkörper, zum Denkmal.

Und wenn die Glocke über Guben schlägt, wenn der Markt in Fürstenberg sich füllt, wenn das Kloster Neuzelle seine Psalmen singt – dann ist die Lausitz nicht mehr nur Landschaft, sondern Lebensraum. Ein Ort, der spricht.

Mythische Stimmen - Was sagen Spreefrau, Linde und Lausitz?

Die Spreefrau flüstert: „Sie bauen Mauern, wo einst Wasser floss. Aber ich fließe weiter. Ich trage ihre Waren, ihre Worte, ihre Wünsche. Ich bin die Verbindung – zwischen Dörfern und Städten, zwischen Gestern und Morgen.“

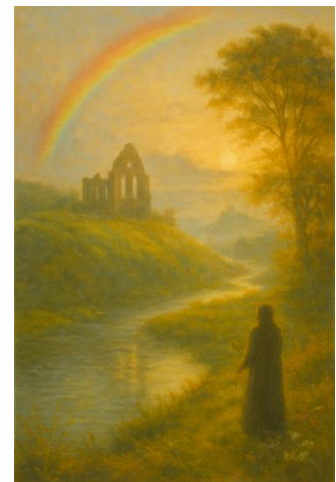
Die Linde von Darbot murmelt: „Stein ist schwer. Aber ich habe schon viele Mauern fallen sehen. Ich trage die Geschichten in meinem Wurzelwerk. Und wenn der Regenbogen sich spannt, denke ich: Vielleicht wird es ja besser.“

Die Lausitz spricht: „Ich bin das Land. Ich trage ihre Fundamente, ihre Wege, ihre Namen. Ich bin nicht stolz, nicht zornig – ich bin geduldig. Und ich weiß: Jede Stadt ist ein Versuch. Ein Versuch, Ordnung zu schaffen, ohne das Gedächtnis zu verlieren.“

Poetischer Ausklang - Ein Glockenton, ein Regenbogen, ein Gedächtnis

Die Mauern stehen. Die Märkte füllen sich. Die Glocken schlagen. Die Städte sind da – Guben, Fürstenberg, Neuzelle. Sie schreiben, sie zählen, sie leben. Doch unter dem Pflaster liegt Erde. Unter dem Pergament liegt Erinnerung. Unter dem Stein liegt Geschichte.

Die Spreefrau fließt weiter. Die Linde schweigt, aber vergisst nicht. Die Lausitz trägt alles – das Alte, das Neue, das Fremde, das Vertraute. Und manchmal, wenn der Regenbogen sich über die Dächer spannt, denkt sie:



Vielleicht wird es ja besser. Vielleicht wird aus Stein auch Heimat. [Bild bing.copilot]

Historische Notiz: Zwischen Nebel und Pergament

Die Lausitz des 9. bis 11. Jahrhunderts ist ein Raum im Wandel. Was einst von slawischen Burgwällen und dörflichen Siedlungen geprägt war, wird zunehmend durch fränkisch-deutsche Herrschaftsformen überformt. Die Ottonen und ihre Markgrafen – allen voran Gero I. – sichern das Gebiet militärisch, während geistliche Institutionen wie das Bistum Meißen und später das Kloster Dobrilugk missionarisch und verwaltungstechnisch wirken. Ab der Mitte des 10. Jahrhunderts beginnt eine Phase intensiver Burgengründungen, die den Grundstein für spätere Städte legen. Die eigentliche Urbanisierung setzt jedoch erst im 11. Jahrhundert ein – zaghaft, punktuell, aber richtungsweisend.

Die slawischen Burgwälle – Vorformen der Städte

Bereits im 8. und 9. Jahrhundert errichten die westslawischen Stämme – insbesondere die Lusitzi und Milzener – 40 bis 60 Burgwälle in der Lausitz. Diese Anlagen bestehen aus Holz-Erde-Konstruktionen mit vorgelagerten Gräben und dienen als politische, kultische und wirtschaftliche Zentren. Beispiele sind:

- **Burgwall von Raddusch**
- **Burgwall bei Coblenz**
- **Wallanlage bei Göritz**
- **Burgwall von Zliobna (bei Schleife)**

Diese Orte sind keine Städte im modernen Sinn, aber sie erfüllen zentrale Funktionen: Schutz, Versammlung, Kult, Handel. Ihre Lage an Flüssen und Handelswegen deutet auf strategisches Denken. Mit der fränkischen Expansion werden viele dieser Wälle geschleift, überbaut oder in neue Herrschaftsstrukturen integriert.

Gero I. und die militärische Sicherung

Um 960 beginnt Markgraf Gero mit der systematischen Sicherung der Ostmark. Seine Politik ist geprägt von militärischer Expansion und der Errichtung von Burgen zur Kontrolle der slawischen Bevölkerung. Zu den frühen Gründungen zählen:

- **Burg Kirchhain**
- **Burg Jarina (bei Spremberg)**
- **Burg Cottbus (vermutlich als hölzerne Anlage)**
- **Burg Doberlug (später Kloster Dobrilugk)**
- **Burg Senftenberg**

Diese Burgen sind zunächst reine Wehrbauten, oft mit kleinen Siedlungen im Umfeld. Sie dienen als Verwaltungssitze, als Garnisonen und als Ausgangspunkte für Mission und

Kolonisation. Gero selbst wird zum Symbol der „Hammerpolitik“ – hart, unumstößlich, aber effektiv.

Die Rolle der Kirche – Mission und Urbanisierung

Parallel zur militärischen Sicherung beginnt die kirchliche Durchdringung. Das Bistum Meißen (gegründet 968) und später das Kloster Dobrilugk (gegründet 1165, aber mit Vorformen im 11. Jh.) wirken als geistliche Zentren. Kirchen entstehen oft auf den Ruinen slawischer Heiligtümer. Die ersten hölzernen Kirchen sind schlicht, aber symbolisch mächtig.

- Kirche in Göritz (frühromanische Spuren)
- Kirche in Doberlug (Vorform des Klosters)
- Kirchliche Anlagen in Guben und Forst (spätlawische Übergangsformen)

Die Kirche bringt nicht nur Glauben, sondern auch Schrift, Verwaltung und Urbanität. Klöster werden zu Keimzellen von Städten, ihre Urkunden zu Quellen der Geschichte.

Die ersten Städte – Guben, Forst, Luckau

Bis zum Ende des 11. Jahrhunderts entstehen erste **städtische Strukturen** – meist aus befestigten Märkten oder Burgsiedlungen heraus. Die Stadtrechte folgen später, aber die Grundlagen sind gelegt:

- **Guben** Vermutlich bereits im 11. Jahrhundert als befestigter Ort mit Markt und Kirche. Stadtrecht erst 1235, aber frühe urbane Struktur durch Lage an der Neiße und Nähe zu slawischen Siedlungen.
- **Forst** Entstehung als Burgsiedlung mit Handelsfunktion. Die Nähe zu slawischen Dörfern und die Lage an der Spree machen Forst zu einem frühen Zentrum.
- **Luckau** Frühmittelalterliche Siedlung mit späterer Stadtentwicklung. Die Lage im fruchtbaren Umland und die Nähe zu kirchlichen Einrichtungen fördern das Wachstum.

Diese Orte sind noch keine Städte im rechtlichen Sinn, aber sie zeigen urbane Tendenzen: Markt, Kirche, Verwaltung, befestigte Struktur.

Strategische Linien – Wege, Flüsse, Grenzen

Die Stadt- und Burgengründungen folgen strategischen Linien:

- **Flüsse** wie Spree, Neiße und Schwarze Elster dienen als Verkehrsadern.
- **Alte Handelswege** wie die Zuckerstraße verbinden Orte.
- **Grenzlinien** zur Slawenwelt werden befestigt – oft mit Burgen als „Knotenpunkten“.

Die Lausitz wird nicht flächendeckend urbanisiert, sondern punktuell verdichtet. Die Städte entstehen dort, wo Wege sich kreuzen, wo Flüsse sich teilen, wo Macht sich bündeln lässt.

Fazit: Von Wall zu Stadt

Bis zum Ende des 11. Jahrhunderts ist die Lausitz ein Raum im Übergang. Die slawischen Burgwälle sind verschwunden oder überformt, die fränkischen Burgen sind befestigt, die kirchlichen Zentren etabliert. Erste Städte entstehen – nicht als plötzliche Gründungen, sondern als langsame Verdichtungen. Die Urbanisierung ist kein Bruch, sondern ein Wandel. Und unter jedem Pflasterstein liegt ein Wall, unter jeder Urkunde ein Lied, unter jeder Glocke ein Ruf aus der Vergangenheit

IV. Ein uralter Chronist berichtet: Die gegenseitigen Kriege der Deutschen und der Slawen

Ich sitze hier, seit Jahrhunderten, in den Mauern der Zeit verborgen. Meine Augen sehen Flüsse, Wälder und Felder, meine Ohren hören das Flüstern der Gräser, das Schreien der Vögel – und manchmal das Klirren von Schwertern. Ich bin ein Chronist, alt wie die Erde selbst, und ich erinnere mich an die Jahre, da die Deutschen gegen die Slawen zogen – von den ersten Angriffen im achten Jahrhundert bis zu den Schlachten im dreizehnten.

Es begann still, mit Vorstößen und Raubzügen. Deutsche Herzöge und Könige kamen aus dem Westen, angetrieben von Macht, Religion und dem Verlangen nach Land. Die Slawen, meine Söhne und Töchter der Lausitz, sahen sich fremden Schilden gegenüber, fremden Sprachen, fremden Glaubenszeichen. Misstrauen wuchs wie ein Gestrüpp, und die Angst vermehrte sich in den Dörfern.

Ich erinnere mich an die Belagerungen: Burgen aus Holz, oft auf Hügeln gebaut, standen einsam gegen die Streitwagen und Lanzen der Angreifer. Viele Dörfer wurden niedergebrannt, Felder verwüstet, Menschen gefangen genommen. Die Sklaverei war kein Randphänomen – ganze Familien wurden verschleppt, Männer zur Arbeit auf fremden Höfen gezwungen, Frauen und Kinder verkauft oder in Dienst genommen. Es gab keine Schonung, und die Schreie der Wehrlosen hallten bis in meine Augen.

Doch auch die Slawen griffen an. Im Jahr 983 erhoben sich die Elbslawen gegen die deutsche Herrschaft. Sie zerstörten die Stadt Havelberg, einen wichtigen Bischofssitz, und vernichteten die dortige Kirche. Dieser Aufstand führte zu einem Stopp der Christianisierung in der Region für die nächsten 200 Jahre. Die Slawen wehrten sich mit allem, was sie hatten: Bögen, Speeren, Schilden aus Holz, manchmal mit List und Hinterhalt. Es war ein Krieg nicht nur der Waffen, sondern der Täuschung. Manchmal lockte ein falsches Lager die Feinde in einen Hinterhalt, manchmal wurden falsche Botschaften geschickt, um Verwirrung zu stiften.

Die Zahlen der Kriege sind schwer zu fassen, doch ich habe sie in den Steinen und auf den Feldern gehört. Hundert, zweihundert, manchmal tausend Männer in einem Gefecht – kleine Armeen verglichen mit den heutigen Maßstäben, doch jede Zahl bedeutete Leid und Tod. Ich sah, wie ganze Dörfer verschwanden, wie die Menschen sich in Wälder zurückzogen, um zu überleben.

Manchmal frage ich mich, ob Hass allein die Menschen trieb. Sicher, Misstrauen war da, vielleicht Furcht. Aber es gab auch Machtgier, religiöse Eiferung, das Bedürfnis, Herrschaft zu zeigen. Die Slawen hatten ihre eigenen Herrscher, ihre eigenen Götter und Rituale. Die

Deutschen brachten das Christentum, und wo ihre Priester kamen, musste der heidnische Glaube weichen – nicht immer durch Worte, oft durch Gewalt.

Ich habe gesehen, dass beide Seiten die Grausamkeit kannten. Die Menschen raubten, brannten, verschleppten, manchmal aus purer Not, manchmal aus Tücke. Und doch gab es auch Momente, in denen gegenseitige Achtung spürbar war: ein getauschtes Gefangenekind, ein ausgehandelter Frieden, ein Handel in der Zwischenzeit. Diese Augenblicke waren rar, aber sie existierten.

Die Kriege zogen sich über Jahrhunderte hin. Die Slawen wehrten sich, die Deutschen kamen immer wieder. Burgen wuchsen, Städte entstanden, Mauern wurden gebaut, um die neu eroberten Gebiete zu sichern. Ich sehe die Spuren im Land: Gräben, Wallanlagen, verbrannte Felder. Manchmal sind sie kaum sichtbar, aber ich erinnere mich.

Doch aus all dem Blut und den Tränen wuchs langsam etwas Neues: das Lernen voneinander. Die Deutschen lernten, dass das Land ohne die Menschen, die es pflegen, nur Wildnis bleibt. Die Slawen lernten, dass es besser war, Handel zu treiben, Grenzen zu respektieren und mit den Nachbarn auszukommen, als nur zu kämpfen. Aus Feindschaft wurde vorsichtige Nachbarschaft, aus Misstrauen wachsames Vertrauen.

Und so lehre ich euch: Auch in den dunkelsten Jahrhunderten gibt es die Hoffnung auf Verständigung. Die Kriege haben das Land gezeichnet, aber sie konnten den Lebenswillen nicht brechen. Die Menschen mussten sich miteinander arrangieren, Tücke und List waren Werkzeuge der Not, doch sie lernten, dass Zusammenleben unverzichtbar ist – mit Respekt, Handel und, manchmal, einem Frieden, der nicht auf Schwertern beruhte.

Heute fließt die Spree ruhig, die Wälder rauschen sanft, und die Felder tragen wieder Getreide. Ich erzähle euch von den Kriegen, damit ihr die Schatten kennt, aber auch die leisen Wege, auf denen Menschen lernen, miteinander zu leben. Denn das ist die wahre Chronik, die kein Schwert zerstören kann.

V. Stadtgründungen in der Niederlausitz (bis ca. 1300)

Stadt	Erste Erwähnung / Gründung	Bemerkung / Ursprung
Guben	ca. 1150 / Stadtrecht 1235	Markort an der Neiße, slawischer Ursprung
Forst (Lausitz)	ca. 1150 / Stadtrecht 1265	Burgsiedlung, später Tuchmacherstadt
Luckau	ca. 1140 / Stadtrecht 1276	Frühmittelalterliche Siedlung, Zentrum der Niederlausitz
Lübben	ca. 1150 / Stadtrecht 1220	Slawischer Ursprung, später Residenzstadt
Calau	ca. 1279	Markort, später Amtsstadt
Senftenberg	ca. 1279 / Burg um 1000	Burgsiedlung, später Stadt mit Bergbau
Spremberg	ca. 1301	Slawischer Ursprung, Grenzstadt
Finsterwalde	ca. 1282	Siedlung mit slawischem Ursprung
Doberlug-Kirchhain	Burg um 1000 / Kloster 1165	Kloster Dobrilugk als urbaner Keim
Peitz	ca. 1300	Festungsstadt, später Fischer- und Salzstadt

Stadt	Erste Erwähnung / Gründung	Bemerkung / Ursprung
Schleife	slawischer Ursprung	Kein Stadtrecht, aber kulturelles Zentrum
Sorau (Żary)	ca. 1200 / Stadtrecht 1260	Heute Polen, historisch Teil der Niederlausitz

Hinweise:

- Viele Orte entstanden aus slawischen Burgwällen oder fränkischen Burgen.
- Die Stadtrechte wurden oft erst im 13. Jahrhundert verliehen, die Siedlungen existierten aber früher.
- Klöster wie **Dobrilugk** und **Neuzelle** wirkten als urbane Keimzellen.
- Die Spree, Neiße und Schwarze Elster waren entscheidend für die Ortswahl.

Einleitung – Wo Städte zu Stimmen werden

Die Niederlausitz ist kein Land der lauten Anfänge. Ihre Städte wurden nicht ausgerufen – sie wurden gesetzt, wie Steine in einen Fluss. Jede Gründung war eine Antwort auf eine Frage, die niemand laut stellte: Wo beginnt Schutz? Wo endet Wildnis? Wo darf Erinnerung Wurzeln schlagen?

In diesem Kapitel folgen wir den Spuren jener Orte, die zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert zu Städten wurden – nicht durch Pomp, sondern durch Geduld. Sie liegen wie Schwellen im Land: Guben am Fluss, Luckau im Licht, Spremberg auf der Insel, Forst im Nebel, Cottbus im Spiegel, Calau unter der Linde, Peitz am Teich, Lieberose in der Lichtung, Burg im Fließ, Vetschau zwischen zwei Stimmen, Lübbenau auf dem Boot, Lübben auf der Insel – und Senftenberg, die Wächterin der Grenze.

Jede Stadt spricht mit eigener Stimme. Manche flüstern, manche singen, manche schweigen. Doch alle tragen ein Echo in sich – von Gründung, von Wandel, von Bedeutung. Dieses Kapitel ist ihr Chor.

Guben – Die Stadt der zwei Spiegel - Mythisch-literarische Szene:

Die Spreefrau trat aus dem Nebel, ihr Gewand aus Leinwand und Weinlaub, die Füße nackt auf dem Pflaster der Altstadt. Der Morgen war grau, und die Häuser lehnten sich aneinander wie alte Freunde, die zu viel gesehen hatten.

„Ich bin Guben“, sprach sie, „Tochter der Spree und der Grenzlinie. Mein Herz schlägt doppelt – einmal im Osten, einmal im Westen. Ich war eins, dann geteilt, dann wieder verbunden in Erinnerung.“

Ein Junge folgte ihr, barfuß, mit einem Apfel in der Hand. „Warum bist du hier?“, fragte er. „Weil Guben sich erinnert“, antwortete sie. „Weil die Stadt zwei Gesichter hat – und beide weinen, wenn der Wind aus Osten kommt.“



Sie führte ihn zur Neiße, wo das Wasser still stand. Auf der anderen Seite ragten die Türme von Gubin empor, wie Schatten eines Traums. „Siehst du?“, flüsterte die Spreefrau. „Die Stadt ist nicht geteilt. Sie ist gespiegelt. Und in jedem Spiegel liegt ein Geheimnis.“

Der Junge war still. Dann warf er den Apfel ins Wasser. Er trieb langsam davon – nach Osten.

Die Spreefrau lächelte. „Hier webten die Menschen Tücher, so fein, dass selbst der Wind sie nicht zerreißen konnte. Und dort, in jenen Kellern, lagerten Fässer, deren Duft die Händler aus Böhmen lockte.“

Sie streckte die Hand aus, und aus dem Pflaster wuchs ein Leinenfaden, silbern und weich. Er wand sich um ihre Finger, zog sich über die Brücke, verband die Ufer.

„Guben ist Erinnerung“, sagte sie. „Und Erinnerung ist das einzige, was nicht geteilt werden kann.“

Historische Abrundung zu Guben:

Guben wurde erstmals 1150 urkundlich erwähnt und gilt als die älteste Stadt der Niederlausitz. Ihre strategische Lage an der Neiße machte sie früh zu einem bedeutenden Handelsplatz zwischen Böhmen, Schlesien und der Mark Lausitz. Im Mittelalter florierte die Tuchmacherei, besonders das Leinengewerbe, das Guben weit über die Region hinaus bekannt machte. Auch der Weinhandel spielte eine Rolle – die Stadt war Umschlagplatz für böhmischen Wein, der über die Neiße kam.

Guben gehörte zur Mark Lausitz und wechselte mehrfach die Herrschaft: von den Wettinern zu den Habsburgern, später zu Preußen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Stadt geteilt – die östliche Hälfte liegt heute als Gubin in Polen, die westliche blieb in Deutschland. Diese Teilung prägt die Stadt bis heute.

Die Altstadt, die einst ein geschlossenes Ensemble bildete, wurde durch die Grenze zerschnitten. Dennoch bestehen enge Verbindungen zwischen Guben und Gubin – kulturell, wirtschaftlich und emotional. Die Stadt ist ein lebendiges Symbol für Wandel, Verlust und Wiederannäherung.

Quellen:

- Urkunde von 1150 (Ersterwähnung)
- Stadtchronik Guben, 19. Jh.
- „Die Niederlausitz – Geschichte einer Grenzregion“, Hrsg. L. Wenzel, 2003
- Stadtarchiv Guben/Gubin, Grenzdokumentation 1945–1990
- [Bild bing.copilot]

Luckau – Die Stadt der Wandelnden Schwelle - Mythisch-literarische Szene:



Die Nebelfrau kam über das Moor. Ihre Schritte hinterließen keine Spuren, nur ein leises Flüstern im Schilf. In ihrer Hand trug sie eine Glocke aus Ton, deren Klang nur jene hörten, die zwischen den Zeiten lebten.

„Ich bin Luckau“, sprach sie, „die Schwelle zwischen Kloster und Markt, zwischen Moor und Macht. Ich war einst ein Ort der Stille, dann ein Ort der Stimme. Ich bin Wandel.“

Ein alter Mann saß am Brunnen, sein Bart wie Moos, seine Augen wie Torböden. „Du kommst spät“, sagte er. „Ich komme immer zur rechten Zeit“, antwortete die Nebelfrau. „Denn Luckau ist eine Stadt, die sich selbst vergisst, um sich neu zu erinnern.“

Sie ging durch die Gassen, wo Fachwerk sich an Backstein schmiegte, und die Türme der Nikolaikirche wie aufgestellte Finger in den Himmel ragten.

„Hier“, sagte sie, „wurde Recht gesprochen, das sich wie Nebel um die Schuld legte. Und dort, in jenem Hof, sangen Nonnen Lieder, die selbst die Krähen verstummen ließen.“

Der Mann folgte ihr, langsam, mit einem Buch unter dem Arm. „Was steht geschrieben?“, fragte sie. „Dass Luckau einst Hauptstadt war“, murmelte er. „Und dass es sich nie daran erinnert.“

Die Nebelfrau lächelte. „Dann werde ich es erinnern. Mit Glockenklang und Mooratem.“

Sie läutete. Der Ton war tief, wie aus dem Grund der Erde. Und die Stadt atmete auf – als hätte sie einen Traum vergessen, der nun zurückkehrte.

Historische Abrundung zu Luckau:

Luckau wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, doch ihre Wurzeln reichen tiefer – bereits im 12. Jahrhundert existierte hier eine slawische Siedlung am Rand des Luckauer Moores. Die Stadt entwickelte sich rasch zu einem geistlichen und politischen Zentrum: Im 14. Jahrhundert wurde sie zur Hauptstadt der Niederlausitz unter böhmischer Herrschaft.

Besonders prägend war das Dominikanerkloster, gegründet um 1291, das Luckau zu einem Ort der Bildung und geistlichen Macht machte. Die Nikolaikirche, deren Türme bis heute das Stadtbild prägen, wurde im 13. Jahrhundert begonnen und später mehrfach erweitert.

Im 17. Jahrhundert war Luckau Sitz des Oberamts der Niederlausitz und damit Verwaltungszentrum. Die Stadt war bekannt für ihre Märkte, ihre Gerichtsbarkeit und ihre Rolle als kulturelles Bindeglied zwischen den slawischen und deutschen Einflüssen der Region.

Heute ist Luckau ein stilles Juwel – mit gut erhaltener Altstadt, barocken Fassaden und einem Hauch von klösterlicher Vergangenheit.

Quellen:

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1276
- Klosterchronik der Dominikaner, Stadtarchiv Luckau
- „Luckau – Hauptstadt der Niederlausitz“, Hrsg. M. Kahl, 1998
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Nikolaikirche
- [Bild bing.copilot]

Spremberg – Die Stadt der Feuerfrau - Mythisch-literarische Szene:



Die Feuerfrau kam aus dem Süden, ihr Haar wie glühende Kohle, ihr Blick wie ein Funke im Dunkel. Sie ging barfuß über die Brücke, wo Spree und Schwarze Elster sich fast berühren, und ihre Schritte ließen das Pflaster dampfen.

„Ich bin Spremberg“, sprach sie, „die Stadt der zwei Wasseradern und des verborgenen Feuers. Ich bin die Glut unter dem Pflaster, die Erinnerung an Schmiede, Weber und wandernde Händler. Ich bin Schwelle und Brand.“

Ein Mädchen stand am Mühlgraben, die Hände voller Ton. „Warum brennst du?“, fragte sie.

„Weil Spremberg sich selbst entzündet hat“, antwortete die Feuerfrau. „Weil hier das Leben aus der Erde steigt – in Form von Arbeit, Widerstand und Wandel.“

Sie ging weiter, vorbei am Schloss, dessen Mauern wie verkohlte Seiten eines alten Buches wirkten. „Hier“, sagte sie, „wurden Urteile gesprochen, die wie Hammerschläge klangen. Und dort, in jenem Hof, wurde Leinen gebleicht, das die Sonne selbst nicht überstrahlen konnte.“

Das Mädchen folgte ihr, mit dem Ton in der Tasche. „Was soll ich formen?“, fragte sie.

„Eine Stadt, die sich erinnert“, sagte die Feuerfrau. „Eine Stadt, die nicht nur aus Stein besteht, sondern aus Glut, Wasser und Stimme.“ Sie streckte die Hand aus,

und aus dem Boden stieg ein leiser Rauch. Darin tanzten Bilder: Weber am Spinnrad, Händler auf dem Markt, Kinder am Fluss.

„Spremberg ist kein Ort“, flüsterte sie. „Spremberg ist ein Zustand. Zwischen Fluss und Feuer. Zwischen Gestern und Jetzt.“

Historische Abrundung zu Spremberg:

Spremberg wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1301, doch ihre Ursprünge reichen in die slawische Zeit zurück. Der Name leitet sich von „Sperberberg“ oder „Spreeberg“ ab – Hinweise auf die Lage am Fluss und die frühere Vogeljagd. Die Stadt entwickelte sich rasch zu einem regionalen Zentrum des Handwerks und der Verwaltung. Besonders prägend war die Tuchmacherei, die im 16. und 17. Jahrhundert florierte. Auch die Mühlen am Mühlgraben und die Gerbereien trugen zur wirtschaftlichen Bedeutung bei. Spremberg war Sitz eines Amtes und später eines Kreises, mit einem markanten Schloss, das mehrfach umgebaut wurde. Die Lage zwischen Spree und Schwarzer Elster machte die Stadt zu einem Knotenpunkt für Handel und Kommunikation.

Im 19. Jahrhundert wurde Spremberg durch die Industrialisierung geprägt – mit Braunkohleabbau in der Umgebung, Textilfabriken und Eisenbahnanschluss. Die Stadt war lange Zeit Grenzort zwischen sorbischer und deutscher Kultur, was sich bis heute in Sprache, Brauchtum und Architektur spiegelt.

Quellen:

- Stadtchronik Spremberg, Hrsg. H. Richter, 1898
- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1301
- „Spremberg – Zwischen Spree und Elster“, Hrsg. K. Wendt, 2005
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Schloss Spremberg
- [Bild bing.copilot]

Forst – Die Stadt der Rosenhaut - Mythisch-literarische Szene:



Der Wind kam aus dem Osten, trug den Duft von Leinen und Rosen. Auf der Brücke stand die Spreefrau, diesmal in einem Kleid aus roten Blütenblättern, das bei jedem Schritt raschelte wie Papier.

„Ich bin Forst“, sagte sie, „die Stadt der Haut und des Duftes. Ich bin das Gewebe zwischen Grenze und Garten, zwischen Arbeit und Anmut. Ich bin die Rose, die aus dem Webstuhl wächst.“

Ein Weber trat aus dem Schatten der alten Fabrik, die Fenster blind, die Mauern von Efeu umarmt. „Du bist spät“, sagte er.

„Ich bin Forst, die Stadt der Haut und des Duftes.
Ich bin das Gewebe zwischen Grenze und Garten,
zwischen Arbeit und Anmut.
Ich bin die Rose, die aus dem Webstuhl wächst.“

„Ich bin immer da, wenn die Stadt sich selbst vergisst“, antwortete sie. „Denn Forst lebt in den Händen – nicht in den Uhren.“

Sie ging weiter, vorbei an den Villen der Fabrikanten, die wie schlafende Tiere lagen. „Hier“, sagte sie, „wurden Stoffe gewebt, die selbst Könige trugen. Und dort, in jenem Garten, blühten Rosen, die nie verwelkten – weil sie aus Erinnerung bestanden.“

Der Weber folgte ihr, mit einem Faden in der Hand. „Was soll ich weben?“, fragte er.

„Ein Tuch aus Duft und Geschichte“, sagte die Spreefrau. „Ein Banner, das die Stadt bedeckt, wenn sie sich schämt.“

Sie streckte die Hand aus, und aus dem Boden wuchs eine Rose – aus Leinen, aus Farbe, aus Zeit.

„Forst ist kein Ort“, flüsterte sie. „Forst ist eine Haut. Und jede Haut erinnert sich.“

Historische Abrundung zu Forst:

Forst wurde um 1265 zur Stadt erhoben. Ihre Lage an der Lausitzer Neiße machte sie früh zum Grenort zwischen der Mark Lausitz und Schlesien. Im 19. Jahrhundert wurde Forst zur „Tuchstadt“ – Zentrum der Textilindustrie mit über 200 Betrieben.

Die Stadt war berühmt für ihre Wollstoffe und Uniformtuche, exportiert bis nach Russland und England. Die Industrialisierung brachte Wohlstand, sichtbar in den Villen der Fabrikanten und dem Ausbau des Rosengartens ab 1913.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lag Forst direkt an der neuen Grenze zu Polen. Viele Fabriken wurden zerstört oder demontiert. Heute ist Forst ein Ort der stillen Erinnerung – mit Rosengarten, Textilmuseum und einer Würde, die aus Geschichte gewoben ist.

Quellen:

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1265
- Stadtarchiv Forst, Textilchronik 1850–1945
- „Forst – Die Rosenstadt“, Hrsg. E. Mielke, 2001
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Rosengarten und Fabrikantenvillen
- [Bild [bing.copilot](#)]

Cottbus – Die Stadt der Stimmen - Mythisch-literarische Szene:

Die Spreefrau trat auf den Altmarkt, ihr Kleid aus Theaterstoff und sorbischer Stickerei. In ihrer Hand hielt sie eine Maske – halb Lachen, halb Schweigen.

„Ich bin Cottbus“, sagte sie, „die Stadt der Stimmen. Ich spreche in vielen Zungen – sorbisch, deutsch, leise, laut. Ich bin Bühne und Echo.“

Ein Mädchen saß auf den Stufen des Staatstheaters, die Hände im Schoß, die Augen geschlossen. „Was wird gespielt?“, fragte sie.



„Die Geschichte“, antwortete die Spreefrau. „Immer wieder. In neuen Rollen. Mit alten Narben.“

Sie ging durch die Gassen, vorbei an der Oberkirche, deren Türme wie aufgestellte Ohren in den Himmel ragten. „Hier“, sagte sie, „wurden Gebete gesprochen, die wie Gedichte klangen. Und dort, in jenem Park, träumte ein Fürst von Pyramiden.“

Das Mädchen folgte ihr, mit einer Maske in der Hand. „Wem gehört sie?“, fragte sie.

„Allen“, sagte die Spreefrau. „Denn Cottbus ist ein Chor. Und jeder trägt eine Stimme.“

Sie hob die Maske, und der Wind begann zu singen – in sorbisch, in deutsch, in Erinnerung.

Historische Abrundung zu Cottbus:

Cottbus wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1220. Die Stadt war früh ein Zentrum des Handels, besonders für Tuch und Flachs.

Die sorbische Bevölkerung prägte Sprache und Brauchtum, bis heute sichtbar in zweisprachigen Straßenschildern und kulturellen Einrichtungen. Im 19. Jahrhundert wurde Cottbus zur Industriestadt, mit Textilfabriken, Bahnanschluss und wachsender Bevölkerung.

Das Staatstheater, gegründet 1908, ist ein Symbol für die kulturelle Vielstimmigkeit der Stadt. Der Branitzer Park, gestaltet von Fürst Pückler, zeigt die Verbindung von Natur, Kunst und Exzentrik.

Heute ist Cottbus ein Zentrum der Lausitz – mit Universität, Theater, sorbischer Kultur und einer Geschichte, die sich wie ein Chor entfaltet.

Quellen:

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1220
- Stadtarchiv Cottbus, Tuchhandel und sorbische Chroniken
- „Cottbus – Stadt der Stimmen“, Hrsg. J. Lehmann, 2004
- [Bild [bing.copilot](#)]

Calau – Die Stadt der Spiegelworte - Mythisch-literarische Szene:



Die Nebelfrau trat aus dem Schatten eines alten Stadttors, ihr Kleid aus Pergament und Poesie. In ihrer Hand hielt sie ein Spiegelfragment, das flackerte wie Wasser im Wind.

„Ich bin Calau“, sagte sie, „die Stadt der Worte, die sich selbst belächeln. Ich bin das Echo, das sich nicht fürchtet. Ich bin der Witz, der Wahrheit trägt.“

Ein junger Schreiber saß auf dem Brunnenrand, ein Buch auf den Knien, die Feder zitternd. „Was soll ich schreiben?“, fragte er.

„Das, was zwischen den Zeilen lebt“, antwortete sie. „Denn Calau ist nicht nur Stadt – sie ist Zwischenraum.“

Sie ging durch die Gassen, wo die Häuser wie Satzzeichen standen, und die Türme der Stadtkirche wie Ausrufezeichen in den Himmel ragten.

„Hier“, sagte sie, „wurden Kalauer geboren – nicht aus Spott, sondern aus Sehnsucht. Und dort, in jenem Hof, lachte ein Kind, das die Welt verstand.“

Der Schreiber folgte ihr, mit dem Spiegel in der Hand. „Was zeigt er?“, fragte er.

„Dich“, sagte die Nebelfrau. „Und die Stadt. Und das, was ihr euch gegenseitig verschweigt.“

Sie streckte die Hand aus, und aus dem Pflaster wuchs ein Satz – krumm, leuchtend, lebendig.

„Calau ist kein Ort“, flüsterte sie. „Calau ist ein Gedanke. Und jeder Gedanke braucht ein Lächeln.“

Historische Abrundung zu Calau:

Calau wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1279. Die Stadt liegt am Rand des Spreewaldes und war lange ein regionales Verwaltungszentrum.

Berühmt wurde Calau durch die sogenannten „Kalauer“ – Wortspiele, die ursprünglich aus der Lokalzeitung des 19. Jahrhunderts stammen. Der Begriff ging später in die deutsche Sprache ein und steht heute für flache, aber oft tiefsinnige Wortwitze.

Die Stadt war einst Sitz eines Amtes, mit gut erhaltenem Stadtkern, Fachwerkhäusern und der markanten Stadtkirche St. Nikolai.

Heute pflegt Calau ihr Erbe mit Humor und Würde – mit einem „Witzeweg“, einem Kalauer-Denkmal und einem liebevollen Blick auf die Sprache als Spiegel der Seele.

Quellen:

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1279
- Stadtarchiv Calau, „Chronik der Kalauer“
- „Calau – Die Stadt der Wortspiele“, Hrsg. B. Richter, 2007
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Stadtkirche und Altstadt
- [Bild bing.copilot]

Peitz – Die Stadt der Teichhaut - Mythisch-literarische Szene:



Die Nebelfrau glitt durch das Schilf, ihr Kleid aus Eisenketten und Wasserlilien. Ihre Schritte berührten kaum den Boden, doch die Fische unter der Oberfläche hielten inne.

„Ich bin Peitz“, sagte sie, „die Stadt der Tiefe. Ich bin das Echo der Festung, das Wispern der Teiche, das Rosten der Erinnerung.“

Ein Fischer stand am Rand des Wassers, die Hände rau, die Augen wie Spiegel. „Was suchst du hier?“, fragte er.

„Die Stimmen, die im Wasser schlafen“, antwortete sie. „Denn Peitz ist nicht laut. Peitz ist tief.“

Sie ging weiter, vorbei an den Mauern der alten Festung, deren Ziegel wie Narben wirkten. „Hier“, sagte sie, „wurden Kanonen gegossen, die nie schossen. Und dort, in jenem Teich, schwimmt ein Gedicht – geschrieben von Regen und Zeit.“

Der Fischer folgte ihr, mit einem silbernen Fisch in der Hand. „Was soll ich tun mit ihm?“, fragte er. „Hör ihm zu“, sagte die Nebelfrau. „Denn jedes Schuppenpaar ist ein Vers. Und Peitz ist ein Gedicht, das sich selbst vergisst.“

Sie streckte die Hand aus, und aus dem Wasser stieg ein Nebel, der die Festung umhüllte wie ein Mantel aus Schweigen.

„Peitz ist kein Ort“, flüsterte sie. „Peitz ist ein Zustand. Zwischen Eisen und Wasser. Zwischen gestern und immer.“

Historische Abrundung zu Peitz:

Peitz wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1301. Ihre Bedeutung wuchs im 16. Jahrhundert durch die Errichtung der Peitzer Festung – eine der stärksten Bastionen der Mark Brandenburg.

Die Stadt war bekannt für ihre Eisenhütte, die ab dem 16. Jahrhundert Kanonen und Werkzeuge herstellte. Die Festung wurde nie erobert, doch mit der Zeit verlor sie ihre militärische Bedeutung.

Die Teichlandschaft rund um Peitz ist einzigartig – über 30 Fischteiche, angelegt bereits im Mittelalter, prägen das Stadtbild. Die Teichwirtschaft ist bis heute aktiv und Teil des kulturellen Erbes.

Peitz ist ein Ort des stillen Wandels – mit morbidem Charme, wie du so treffend sagst. Die Mauern erzählen von Verteidigung, die Teiche von Geduld, und die Stadt selbst von einer Schönheit, die sich nicht aufdrängt.

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1301
- Stadtarchiv Peitz, Festungschronik und Eisenhüttenakten
- „Peitz – Stadt zwischen Eisen und Wasser“, Hrsg. H. Löffler, 2002
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Festung Peitz und Teichlandschaft
- [Bild bing.copilot]

Lieberose – Die Stadt der stillen Blüte - Mythisch-literarische Szene:



Die Nebelfrau kam über das Feld, ihr Kleid aus Rosenblättern und vergessenen Gebeten. In ihrer Hand trug sie eine Laterne aus Glas und Knochen, deren Licht nicht leuchtete, sondern erinnerte.

„Ich bin Lieberose“, sagte sie, „die Stadt der stillen Blüte. Ich bin das Lied, das nicht gesungen wird. Ich bin die Rose, die im Schatten wächst.“

Ein Mädchen stand zwischen den Steinen der alten Schlossruine, die Hände voller Erde. „Warum bist du hier?“, fragte sie.

„Weil hier die Zeit nicht vergeht“, antwortete die Nebelfrau. „Weil Lieberose nicht wächst – sondern bewahrt.“

Sie ging durch den Garten, wo wilde Rosen sich um verfallene Mauern rankten. „Hier“, sagte sie, „wurden Träume gepflanzt, die nie geerntet wurden. Und dort, in jenem Turm, schlief ein Gedicht – seit Jahrhunderten.“

Das Mädchen folgte ihr, mit einer Rose in der Hand. „Was soll ich damit tun?“, fragte sie.

„Pflanz sie nicht“, sagte die Nebelfrau. „Leg sie nieder. Denn Lieberose ist kein Ort für Wurzeln – sondern für Erinnerung.“ Sie streckte die Laterne aus, und ihr Licht fiel auf die Steine, die zu flüstern begannen.

„Lieberose ist kein Ort“, flüsterte sie. „Lieberose ist ein Vers. Und jeder Vers braucht Stille.“

Historische Abrundung zu Lieberose:

Lieberose wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1302. Der Name bedeutet „liebe Rose“ oder „liebe Aue“ – eine poetische Herkunft, die sich in der Landschaft widerspiegelt.

Das Schloss Lieberose war einst Sitz der Familie von der Schulenburg, ein bedeutendes Adelsgeschlecht. Die Anlage wurde im 17. Jahrhundert ausgebaut, später jedoch teilweise zerstört und verfiel.

Die Stadt war lange ein Zentrum der Herrschaft und Verwaltung, mit barocker Architektur und einem weitläufigen Schlosspark.

Im 20. Jahrhundert wurde Lieberose durch militärische Nutzung geprägt – erst als Truppenübungsplatz, später als Sperrgebiet. Die Spuren dieser Zeit sind noch sichtbar, doch die Stadt hat sich ihre stille Würde bewahrt.

Heute ist Lieberose ein Ort der Natur, der Erinnerung und der leisen Schönheit – mit Rosen, Ruinen und einem Namen, der wie ein Gedicht klingt.

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1302
- Stadtarchiv Lieberose, Schlossakten und Flurnamen
- „Lieberose – Die Stadt der stillen Blüte“, Hrsg. M. von der Schulenburg, 1998
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Schlossruine und Parkanlage
- [Bild bing.copilot]

Burg – Die Stadt der Fließenden- Mythisch-literarische Szene:

Die Nebelfrau ging durch das Taugras, ihr Kleid aus Schilfrohr und Sternenlicht. Ihre Schritte hinterließen Wellenkreise, die sich nie schlossen.

„Ich bin Burg“, sagte sie, „die Stadt der Fließenden. Ich bin das Wasser, das nie schleift. Ich bin die Stille, die nie leert.“



Ein Fährmann kerbte sein Boot in den silbernen Spiegel des Fließes. „Wohin fährst du?“, fragte er.

„Zu den Inseln des Unsagbaren“, antwortete sie. „Denn Burg ist nicht gebaut. Burg ist gewachsen.“

Sie stieg an Bord, und das Boot glitt durch die Arme des Spreewalds. „Hier“, sagte sie, „wachsen Erzählungen wie Schilf. Und dort, im Schatten des Wendenkönigs, schläft eine alte Weise in der Wurzel einer Kiefer.“

Der Fährmann lauschte, mit einer Flöte auf den Lippen. „Soll ich spielen?“, fragte er.

„Nein“, sagte die Nebelfrau. „Hör. Denn Burg ist schon Musik. Eine Flut aus Flüsterwörtern. Eine Wogenmelodie.“

Sie neigte sich über das Wasser, und ihr Spiegelbild löste sich in einen Reigen aus Spreesilben.

„Burg ist kein Ort“, flüsterte sie. „Burg ist ein Schwellenklang. Zwischen Ufer und Weite. Zwischen Fließen und Verstehen.“

Historische Abrundung zu Burg:

Burg wurde im 14. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1300. Im Zentrum des Spreewalds gelegen, ist Burg mehr als eine Stadt – es ist ein Mosaik aus Inseln, Kanälen und Fließen.

Die Wenden, das sorbische Volk der Lausitz, prägten die Kultur von Burg. Altes sorbisches Brauchtum, wie die farbenfrohe Tracht und der Osterwasserbrauch, überlebte hier, wo andere Städte es längst aufgegeben hatten.

In Burg steht der legendäre „Wendekönig“, eine uralte Kiefer, die als Symbol der Standhaftigkeit gilt. Neben ihr erhebt sich der 57 Meter hohe Kirchturm der Dorfkirche – eine Ausnahme im flachen Spreewald.

Heute ist Burg ein Tourismus- und Kurort – mit Thermen, spreewälder Küche und verwunschenen Wasserwegen. Doch tiefer als das laute Plätschern der Paddelschläge hallt die Stille des Fließens.

Drebkau – Die Stadt der Weisheit- Mythisch-literarische Szene:



Die Nebelfrau ging über das Feld, ihr Kleid aus Flachs und Weisheiten. In ihrer Hand trug sie eine Feder, so grau und zart wie ihr Haar.

„Ich bin Drebkau“, sagte sie, „die Stadt der Weisheit. Ich bin der Vogel, der nicht fliegt. Ich bin das Buch, das nicht endet.“

Ein Junge stand vor der alten Kirche, ein Runenstein zwischen den Fingern. „Was willst du mir lehren?“, fragte er.

„Nicht das, was du hörst“, antwortete die Nebelfrau. „Das, was du verstehst.“

Sie ging über die Ähren, die sich unter ihrem Saum neigten. „Hier“, sagte sie, „wurden Mären gesät, die in den Herzen keimten. Und dort, in jenem Turm, schrieb ein Mönch ein Wort, das bis ins Himmelreich reichte.“

Der Junge folgte ihr, mit der Feder in der Hand. „Was soll ich damit tun?“, fragte er.

„Schreib“, sagte die Nebelfrau. „Nicht auf Papier – sondern in Köpfe. Denn Drebkau ist kein Buch. Drebkau ist ein Leser.“

Sie streckte die Feder aus, und eine Eule löste sich aus dem Dämmer, lautlos, ferngesichtig.

„Drebkau ist kein Ort“, flüsterte sie. „Drebkau ist ein Gedanke. Gesendet, aber noch nicht angekommen.“

Historische Abrundung zu Drebkau:

Drebkau wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1300. Idyllisch am Rand des Spreewalds gelegen war Drebkau seit jeher Zentrum wissender Worte.

Im späten Mittelalter wurde die Stadt von Flachsanbau und Leinenherstellung geprägt. In der Industrialisierung trat der Braunkohleabbau an diese Stelle – und hinterließ eine bewegte Topographie aus offenen Tagebauten und ferngeschlossenen Erinnerungen.

Wahrzeichen der Stadt ist die 33 Meter hohe Dreifaltigkeitskirche, erbaut im 17. Jahrhundert mit dem Baumaterial ihrer Vorgängerin aus dem 13. Jahrhundert. In ihrem Inneren lagert ein Runenstein – ein Erbe der heidnischen Sorben, das die Jahrhunderte überlebte.

Heute ist Drebkau eine Stadt des stillen Überstands – mit einer Zeitlücke gefüllt mit Zechstein, Weißdorn und Wachsamkeit. [Bild bing.copilot]

Vetschau – Die Stadt der leisen Aussaat- Mythisch-literarische Szene:



Die Nebelfrau stand im Kornfeld, ihr Kleid aus Flachs und Erinnerungen. In ihrer Hand trug sie ein Samenkorn, golden und schwer.

„Ich bin Vetschau“, sagte sie, „die Stadt der leisen Aussaat. Ich bin das Saatgut, das nicht fort will. Ich bin die Ernte, die noch wächst.“

Ein Bauer saß am Rand des Mohns, ein Halm im Mundwinkel. „Warum bist du gekommen?“ fragte er.

„Weil Vetschau nicht schaut“, antwortete die Nebelfrau. „Vetschau wart‘. Vetschau wappnet sich nicht – sondern dörft nur, schärft auf und träumt die Ernte.“

- Sie ging durch die Ähren, die sich nach ihr neigten wie betende Hände. „Hier“, sagte sie, „nährt steiniger Boden Korn. Und dort, in jener Kirche, weiß ein Zwilling, dass Glaube Dürre übersteht.“ [Bild bing.copilot]

Der Bauer trat zu ihr, mit dem Korn in der Hand. „Was soll ich damit tun?“, fragte er. „Lass es ruhn“, sagte die Nebelfrau. „Auf dass Hoffnung Wurzeln umwinde. Denn Vetschau ist kein Samen. Vetschau ist das Warten.“

Sie neigte sich tief, und aus dem Korn spross eine Mohnblüte, rot wie das Abendlicht. „Vetschau ist kein Ort“, flüsterte sie. „Vetschau ist ein Wunder. Ein Versprechen, das die Zeit hält.“

Historische Abrundung zu Vetschau:

Vetschau wurde im frühen 14. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1302. Ihr Name, aus dem Slawischen stammend, bedeutet so viel wie „schau auf die Aue“ – doch Vetschau sah nicht, sondern säte.

Anders als die Industrien voller Städte in der Niederlausitz blieb Vetschau sich in ihrer landwirtschaftlichen Symbiose mit der Erde treu. Den Steinen trotzte sie Brot ab – den Mühseligkeiten Begrünung.

Greifbarstes Zeugnis der Stadtgeschichte ist die barock-fassadierte Zwillingskirche – zwei Gotteshäuser stehen einander bei. In einem fließt Altarrot über Bleiglas frommer Szenen – im anderen wölben sich farbige Wandmalereien u. a. aus dem 16. Jahrhundert.

Heute ist Vetschau ein Ort der geduldigen Saat und Ernte – mit einem See, einem Schloss und einem Reservat für Störche.

Lübben, die Stadt der flüsternden Wasser und versunkenen Verse



Die Nebelfrau kam mit dem ersten Tau, ihr Kleid aus Fischhaut und vergessenen Liedern. In ihrer Hand trug sie ein Ruder aus Weidenholz, das nie das Wasser berührte. „Ich bin Lübben“, sagte sie, „die Stadt der Wasseradern und der stillen Stimmen. Ich bin das Gefäß, das Geschichten trägt. Ich bin der Fluss, der nicht fließt – sondern lauscht.“

Ein Junge stand am Rand der Schlossinsel, die Füße im feuchten Gras, ein altes Lied auf den Lippen. „Warum bist du hier?“, fragte er. „Weil hier die Zeit sich teilt“, antwortete die Nebelfrau. „Weil Lübben nicht beginnt – sondern erinnert.“

Sie stieg in ein Boot, das aus Licht und Holz gebaut war, und fuhr durch die Kanäle, wo die Seerosen wie Augen auf dem Wasser lagen. „Hier“, sagte sie, „wurden Verse gesprochen, die nie geschrieben wurden. Und dort, unter jener Brücke, schläft ein Name – seit Jahrhunderten.“

Der Junge folgte ihr, mit einem Tonkrug in der Hand. „Was soll ich damit tun?“, fragte er. „Füll ihn nicht“, sagte die Nebelfrau. „Halte ihn leer. Denn Lübben ist kein Ort für Besitz – sondern für Durchlässigkeit.“

Sie ruderte weiter, und das Wasser unter ihr begann zu singen – leise, wie eine Erinnerung an Stimmen, die einst durch die Spree flossen. „Lübben ist kein Ort“, flüsterte sie. „Lübben ist ein Lied. Und jedes Lied braucht Wasser.“

Historische Abrundung zu Lübben

Lübben wurde bereits im 12. Jahrhundert als *Lubin* erwähnt – ein slawischer Name, der sich vermutlich von *luba* („die Liebe“ oder „die Liebliche“) ableitet. Die Stadt liegt an einem uralten Übergang zwischen den Flusslandschaften des Spreewaldes und den Handelswegen der Mark Brandenburg.

Im Mittelalter war Lübben ein bedeutender Verwaltungssitz, mit einer Burg, die später zum Schloss ausgebaut wurde. Die Schlossinsel, heute ein Ort der Erholung, war einst Zentrum der Macht und der Gerichtsbarkeit. Die Stadt war geprägt von der sorbischen Kultur, deren Sprache und Bräuche bis heute in den Namen und Festen nachhallen.

Der berühmte Kirchenlieddichter Paul Gerhardt wirkte hier im 17. Jahrhundert – seine Verse über Trost und Vergänglichkeit passen zur stillen Würde der Stadt. Lübben war auch ein Ort der Flößer, der Händler, der Weber – Menschen, die mit dem Wasser lebten und arbeiteten.

Heute ist Lübben ein Ort der Erinnerung und der Bewegung zugleich. Die Kanäle erzählen von Vergangenheit, die Boote tragen Geschichten, und die Nebelfrau? Sie kommt immer wieder – wenn der Morgen still genug ist.

Lübbenau – Die Stadt der gleitenden Schatten und flüsternden Fließe



Die Nebelfrau kam durch das Schilf, ihr Kleid aus Nebel und geflochtenem Licht. In ihrem Haar tanzten Libellen, und ihre Stimme war kaum mehr als ein Hauch. „Ich bin Lübbenau“, sagte sie, „die Stadt der verborgenen Pfade. Ich bin das Echo der Flöße, das Lied der Wiesen. Ich bin der Spreewald, der träumt.“

Ein Mädchen stand am Rand eines Kanals, die Füße im Wasser, ein Blatt in der Hand. „Warum bist du hier?“, fragte sie. „Weil hier die Wege sich verlieren“, antwortete die Nebelfrau. „Weil Lübbenau nicht geht – sondern gleitet.“

Sie stieg in ein Boot, das aus Wurzelholz und Erinnerung gebaut war, und fuhr durch die Fließe, wo die Bäume sich über das Wasser neigten wie alte Wächter. „Hier“, sagte sie, „wurden Geschichten geflüstert, die nur das Wasser verstand. Und dort, hinter jenem Baum, schläft ein Name – seit Jahrhunderten.“

Das Mädchen folgte ihr, mit einem Korb voller Gurken und Fragen. „Was soll ich damit tun?“, fragte sie. „Iss sie nicht“, sagte die Nebelfrau. „Trag sie weiter. Denn Lübbenau ist kein Ort für Hunger – sondern für Herkunft.“

Sie glitt weiter, und das Wasser unter ihr begann zu singen – leise, wie ein Lied aus Moos und Zeit. „Lübbenau ist kein Ort“, flüsterte sie. „Lübbenau ist ein Fluss. Und jeder Fluss braucht Erinnerung.“

Historische Abrundung zu Lübbenau

Lübbenau wurde im 14. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt, doch ihre Wurzeln reichen tiefer – in die slawische Besiedlung und die Flusskultur des Spreewaldes. Der Name stammt vermutlich von *Lubinawa*, was „liebliche Aue“ bedeutet.

Die Stadt war einst Zentrum der Flößerei, des Handels und der sorbischen Kultur. Die Menschen lebten mit dem Wasser, nicht gegen es – sie bauten ihre Häuser auf Inseln, ihre Wege auf Fließen, ihre Geschichten auf Stille.

Das Schloss Lübbenau, einst Sitz der Familie zu Lynar, thront über der Stadt wie ein Wächter der Zeit. Der Schlosspark, die Altstadt und die Hafenanlage erzählen von Jahrhunderten des Wandels – und der Bewahrung.

Heute ist Lübbenau das Tor zum Spreewald, ein Ort der Natur, der Mythen und der leisen Magie. Wer hier ankommt, kommt nicht an – sondern beginnt zu treiben. Denn Lübbenau ist kein Ort, den man betritt – sondern einer, der einen empfängt. Die Schatten der Bäume auf dem Wasser, die Stimmen der Nebelfrauen in den Kanälen, das leise Knarren der Boote: Alles ist Bewegung, alles ist Erinnerung. Hier gleitet die Zeit wie ein Kahn durch das Schilf – langsam, schweigend, träumend [Bild bing.copilot]

Senftenberg – Die Stadt der Schwellen und der steinernen Stille



Die Spreefrau kam nicht durch Wasser, sondern über das Land. Ihr Gewand war aus Nebel und alten Schwüren, gesäumt mit dem Grau der Grenzsteine. In ihrer Hand trug sie ein Schlüsselbund – schwer von Zeit, leicht von Bedeutung. „Ich bin Senftenberg“, sagte sie, „die Stadt der Schwellen. Ich bin das Auge der Burg, das über die Grenze wacht. Ich bin der Stein, der nicht fällt.“

Ein Junge stand am Rand des Walls, ein Pergament in der Hand, das leer war. „Warum bist du hier?“, fragte er. „Weil hier die Lausitz endet – und beginnt“, antwortete die Spreefrau. „Weil Senftenberg nicht ruft – sondern hütet.“

Sie ging über das Gras, wo Linden ihre Wurzeln in die Mauern senkten und die Türme der Bastionen sich gegenseitig belauschten.

„Hier“, sagte sie, „wurden Wege bewacht, die nicht führen – sondern halten. Und dort, in jenem Turm, schläft ein Eid – aus Stein und Schweigen.“

Der Junge folgte ihr, mit einem Schlüssel hinterm Ohr. „Was soll ich damit tun?“, fragte er. „Öffne nicht“, sagte die Spreefrau. „Bewahre. Denn Senftenberg ist kein Ort für Eroberung – sondern für Geduld.“

Sie streckte das Schlüsselbund aus, und der Wind trug es über die Festung, wo die Schatten der Mauern sich zu bewegen begannen. „Senftenberg ist kein Ort“, flüsterte sie. „Senftenberg ist ein Schwellenstein. Und jede Schwelle braucht Erinnerung.“

Historische Abrundung zu Senftenberg

Senftenberg wurde im 13. Jahrhundert als Grenzfestung gegründet – ein Bollwerk zwischen der Niederlausitz und der Mark Meißen. Die erste urkundliche Erwähnung stammt von 1279, als die Vögte von Senftenberg als Burgherren auftreten. Die Stadt entwickelte sich um die Burg, die später zur Festung ausgebaut wurde – mit Wall, Graben und Bastionen, die bis heute das Stadtbild prägen.

Schutz und Sanftheit, Mauer und Moos. Im 19. Jahrhundert wurde Senftenberg zum Zentrum des Lausitzer Braunkohlereviere – das verborgene Feuer unter der Erde wurde zur treibenden Kraft.

Heute ist Senftenberg ein Ort der Wandlung: Die Festung ist Museum, der Tagebau ein See, die Mauern tragen Geschichten statt Waffen. Wer hier verweilt, hört nicht nur das Echo der Vergangenheit – sondern das leise Glühen der Erinnerung. Denn Senftenberg spricht nicht laut – sie glimmt. [Bild bing.copilot]

Die Symbolik der personifizierten Stadtgründerin von Senftenberg:

Das flammende Schwert Das Schwert mit Flamme steht für *Wachsamkeit, Schutz und innere Glut*. In mythopoetischer Lesart ist es kein Kriegsinstrument, sondern ein Zeichen dafür, dass Senftenberg einst eine Grenzfestung war – ein Ort, der nicht nur Mauern hatte, sondern auch ein „inneres Feuer“ bewahrte. Die Flamme verweist auf die Braunkohle unter der Erde, auf das verborgene Element, das die Stadt später prägte. Es ist also ein Schwert der Erinnerung, nicht der Gewalt – ein Symbol für die Transformation von Festung zu Feuerstadt.

Der Schild mit dem Doppeladler Der Schild zeigt einen **doppelköpfigen Adler**, was auf den ersten Blick an das Wappen des Heiligen Römischen Reiches erinnert – doch hier ist die Darstellung stilisiert und könnte auch als **preußischer Adler** gedeutet werden, je nach Kontext. In der Geschichte Senftenbergs war Preußen ab dem 18. Jahrhundert prägend, besonders nach dem Übergang von sächsischer zu preussischer Herrschaft. Der Adler steht für *Staatsmacht, Ordnung und Weitblick* – aber in meinem Bild trägt ihn die Städtegründerin nicht als Herrschaftssymbol, sondern als *Erinnerungsträger*. Die Eule auf dem Schild ist ein poetischer Kontrapunkt: Weisheit statt Macht, Nachtblick statt Tagesherrschaft. Sie verwandelt den Schild in ein Buch – ein Wappen, das gelesen werden will.

Die Eule als Begleiterin Die Eule ist Wächterin der Schwelle – wie in Vetschau. Hier aber sitzt sie auf dem Schild, als wolle sie sagen: „Auch Macht braucht Tiefe.“ Sie verbindet die Festung mit dem Traum, das Militärische mit dem Mythischen.

Die Krone aus Blättern Die Blätterkrone verweist auf die Linde, die in meinem Text als stille Beobachterin erscheint. Sie ist kein Herrschaftszeichen, sondern ein Zeichen der Verwurzelung – die Städtegründerin ist nicht Königin, sondern *Hüterin*.

Abschluss – Die Städte als Gedicht der Niederlausitz

Nun stehen sie da – die Städte der Niederlausitz, wie Verse eines Gedichts, das sich über Jahrhunderte schrieb. Sie sind nicht gleich, nicht laut, nicht prunkvoll. Aber sie sind tief.

Sie tragen Federn, Schlüssel, Spiegel, Kohle. Sie haben Türme, Teiche, Linden, Mauern. Sie wurden gegründet von Händen, die nicht herrschen wollten, sondern bewahren.

Und über ihnen allen neigt sich die Linde – nicht als Baum, sondern als Gedächtnis. Ihre Blätter rauschen nicht im Wind, sondern in der Zeit.

Wer durch die Niederlausitz reist, hört mehr als Sprache. Er hört Städte, die zu Stimmen wurden. Und Stimmen, die zu Bedeutung wurden.

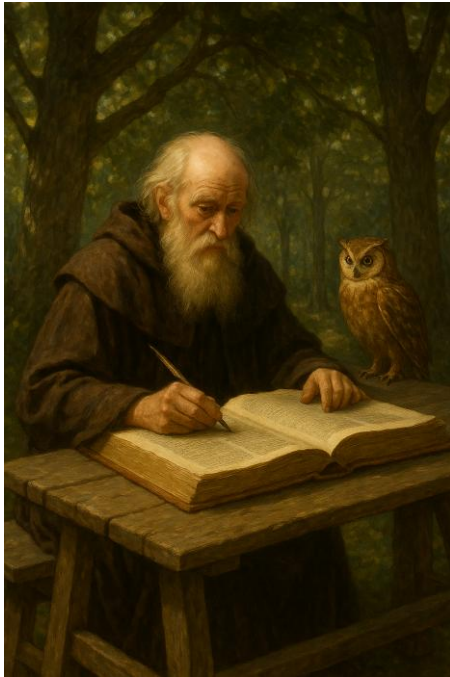
Denn die Stadtgründungen der Niederlausitz sind kein Kapitel der Macht – sondern der Tiefe.

Ein Stadtschreiber berichtet:

Das Leben in den ersten Städten der Lausitz –

Ich sitze auf meinem hölzernen Schemel, die Feder in der Hand, das Pergament vor mir, und ich schreibe, wie es ist in diesen jungen Städten, die an Flüssen und alten Handelswegen wachsen. Ich bin ein Stadtschreiber, ein Augenzeuge, der notiert, was er sieht, damit die kommenden Generationen verstehen, wie wir leben, arbeiten und uns schützen.

Unsere Städte sind klein, doch dicht. In den ersten Siedlungen wohnen oft zwischen 200 und 500 Menschen, manchmal bis zu 1.000, wenn Markt und Handel wachsen. In Relation zur Gesamtregion – zur Lausitz, die Jahrhunderte zuvor nur Wälder und Felder kannte – ist dies eine geringe Zahl, doch dicht gedrängt auf engem Raum entfaltet sich hier das städtische Leben.



Die Häuser stehen eng beieinander, meist aus Fachwerk, Holz und Lehm, mit Strohdächern. Ein Stadtviertel kann 30 bis 50 Häuser umfassen, und oft stehen sie an schmalen Straßen, die kaum mehr als drei bis fünf Meter breit sind. Auf solchen Wegen ziehen Pferde, Wagen und Händler gleichzeitig, und manchmal wird der Platz so eng, dass die Kinder im Schlamm spielen müssen, um nicht zwischen die Räder zu geraten. Manche Hauptstraßen, die zum Markt oder zu den Toren führen, messen bis zu zehn Meter Breite – doch solche Breiten sind selten.

Abfall und Wasser sind Herausforderungen, die wir mit einfachen Mitteln lösen. Essensreste, Tierkot und gebrauchte Flüssigkeiten werden in Gruben gesammelt oder direkt in die Flüsse geleitet. Wir schöpfen Wasser aus Brunnen, die meist für ein ganzes Viertel reichen. Einige Häuser haben kleine Zisternen, die Wasser auffangen, doch die meisten teilen sich die Ressource.

Kochen, Waschen, Tränken der Tiere – alles erfordert Planung.

[Bild: bing.copilot]

Licht in der Nacht ist spärlich: Öllampen und Fackeln werfen flackernde Schatten. Die Brandgefahr ist groß, und die Häuser, die so dicht stehen, könnten in Minuten Feuer fangen. Deshalb achten Wächter auf Rauch, und jeder Bewohner kennt die Regeln: Eimerketten, Feuerlöschen, gegenseitige Hilfe.

Hierarchien bestimmen unser Leben: An der Spitze steht der Vogt oder Burgherr, manchmal ein lokaler Fürst. Darunter Ratsleute und Handwerkerzünfte sorgen für Ordnung und Regeln. Ein Marktmeister überwacht den Handel. Wachttürme, Palisaden oder Mauern schützen uns vor Angriffen. Die Tore werden bei Nacht geschlossen. Und doch bleibt das Wissen, dass Mauern nur dann schützen, wenn die Menschen innerhalb sie respektieren.

Marktplätze sind das Herz der Stadt. Händler bieten Waren an, Handwerker zeigen ihre Arbeit. Ein Stadtviertel kann zwei bis drei Straßen rund um den Marktplatz haben, mit zehn bis zwanzig Häusern pro Straße. Hier treffen sich Nachrichten, Befehle der Herrschaft, Geschäfte, Streitigkeiten, Klatsch und Rat. Ich notiere alles: Preise für Getreide, Fisch, Holz oder Stoffe, Zwischenfälle, die Ordnung betreffen – dies ist die Chronik des Alltags.

So notiere ich, was ich sehe: die Häuser, die Straßen, die Menschen, Abfälle und Feuer, die Hierarchien, die Märkte, Brunnen und Wälle. Für euch, die ihr später lest, sei dies ein Bild unserer ersten Städte in der Lausitz: klein, lebendig, gefährlich und zugleich erstaunlich zäh, weil wir lernen, uns zu ordnen. Straßen von drei bis fünf Metern, Häuserviertel von 30 bis 50 Gebäuden, Menschen in Hunderten – alles klein, aber in Summe ein Wunderwerk der frühen urbanen Ordnung.

VI. Die Lausitz beginnt zu erzählen von ihren Bewohnern

Ich bin die Lausitz. Ich war da, als die ersten Häuser standen, als die Flüsse noch ungezähmt waren und die Wege aus nichts als Spuren im Gras bestanden. Ich habe die Städte wachsen sehen – aus Holz, aus Lehm, aus Hoffnung. Ich habe gehört, wie die Hämmer klangen, wie die Webstühle surrten, wie die Stimmen sich erhoben, wenn es um Brot, um Recht, um Würde ging.

Eines Tages, in einem verfallenen Haus am Rand von Drebkau, fand ich ein Buch. Die Seiten waren fleckig, die Tinte verblasst, doch die Worte lebten. Ein Stadtschreiber hatte sie hinterlassen – Beobachtungen, Preise, Namen, Gerüche. Ich las, und ich erinnerte mich. Denn ich war da. Ich bin da.

Ich werde euch erzählen, was ich sah. Ich werde euch mitnehmen zu den Menschen, die diese Städte trugen – mit ihren Händen, ihren Stimmen, ihren Träumen. Ich werde euch zeigen, wie sie lebten, arbeiteten, stritten, heilten, bauten. Und ich werde euch sagen, was blieb.

Die Zeit ist kein gerader Fluss. Sie springt, sie wirbelt, sie fließt zurück. Ich werde euch nicht chronologisch führen – denn so leben wir nicht. Ich wandere von Stadt zu Stadt, von Beruf zu Beruf, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Manchmal bin ich in Calau im Jahr 1120, dann in Peitz um 1380, dann wieder in Lieberose, wo ein alter Müller seinem Enkel das Mahlen beibringt, wie einst im Jahr 970.

Die Berufe sind mein Kompass. Jeder erzählt eine Geschichte, jeder öffnet ein Fenster. Und manchmal, wenn ich jemanden treffe, erkenne ich ein Gesicht, das ich schon einmal sah – in einem anderen Jahrhundert, mit einem anderen Namen, aber mit demselben Blick. Ich werde euch nicht alles erklären. Ich werde euch zeigen. Und ihr werdet spüren, wie die Arbeit klingt, wie das Leben riecht, wie die Geschichte atmet.

Kommt mit mir. Die Wege sind alt, aber die Stimmen sind jung. Das Buch ist offen.



Die Lausitz spricht:

Der Schmied

Ich fand das Buch in einem Haus, das längst verlassen war. Die Tür hing schief, das Dach war eingesunken, doch unter einem Balken lag ein Bündel Pergamente, sorgsam verschnürt. Der Stadtschreiber hatte sie hinterlassen – mit Tinte, die noch roch nach Ruß und Harz.



Ich setzte mich auf die Schwelle, wo einst Kinder spielten, und schlug die erste Seite auf. Der Eintrag war alt, vielleicht aus dem Jahr 1237, geschrieben in krakeliger, aber ehrlicher Hand:

„Der Schmied, ein Mann von breitem Kreuz und rußigem Blick, schlägt das Eisen, als wolle er die Welt neu formen. Sein Hammer hallt durch die Gassen, und wenn er ruht, scheint die Stadt stiller.“

Ich lächelte. Ich erinnere ihn. Er hieß Wenzel, und seine Hände waren wie Wurzeln – fest, rau, voller Geschichten. Ich sah ihn oft, wenn ich durch Calau wanderte, wie er mit seinem Sohn sprach, der lieber zeichnete als schlug.

Foto Hammerschmieder, Alamy

„Du willst Linien statt Funken?“ fragte Wenzel damals, und ich setzte mich neben ihn, auf den Stein vor der Schmiede.

„Lass ihn zeichnen“, sagte ich. „Die Welt braucht beides – die Form und die Idee.“

Wenzel schnaubte, aber ich sah, wie er heimlich die Skizzen seines Sohnes aufhob, wenn sie im Staub lagen.

Der Stadtschreiber notierte Preise für Hufeisen, Mengen von Nägeln, die Zahl der Schwerter, die für den Vogt gefertigt wurden. Ich aber erinnere mich an den Klang – das rhythmische Pochen, das wie ein Herzschlag durch die Stadt ging. Und an den Geruch: Eisen, Schweiß, Hoffnung.

Später, als die Zunft kam, stritten sie um Geheimnisse. Wie man das Eisen biegt, ohne es zu brechen. Wie man die Glut liest, wie ein Gedicht. Ich war dabei, als der erste Eid gesprochen wurde – mit einer Münze im Feuer und einem Tropfen Blut.



Foto Schmiede Technikmuseum Freudenberg

„Wer das Feuer verrät, verrät die Stadt“, sagte der Älteste. Und ich nickte. Denn ich wusste: Der Schmied ist mehr als ein Handwerker. Er ist ein Hüter der Ordnung, ein Wächter der Wandlung.

Ich blätterte weiter. Der Stadtschreiber hatte viel geschrieben – Maße, Namen, Lieferungen. Ich aber erinnere mich an Wenzels Lächeln, als sein Sohn das erste Türscharnier entwarf, das nicht quietschte.

„Vielleicht bist du doch ein Schmied“, sagte er. Und ich ging weiter, durch die Gassen, wo das Eisen noch glühte.

Ein anderes Mal kam ich nach Calau, als der Herbst sich in die Gassen legte und die Luft nach feuchtem Laub und glühendem Eisen roch. Dort lag die Schmiede am Rand des Marktes, wo die Häuser Platz machten für das Feuer. Der Rauch stieg in Spiralen auf, als wolle er Geschichten erzählen, und ich trat ein, ohne zu klopfen.

Der Schmied stand gebeugt über dem Amboss, das Hemd durchgeschwitzt, die Stirn rußverschmiert. Er hob den Hammer, ließ ihn fallen, hob ihn wieder – ein Rhythmus, der nicht nur das Eisen formte, sondern die Stadt selbst.

„Du kommst spät“, sagte er, ohne aufzusehen.

„Ich war bei den Webern“, antwortete ich. „Sie weben Muster. Du schlägst Formen.“

Er lachte. „Und beide brauchen Geduld.“

Ich setzte mich auf den Holzblock neben dem Blasebalg, der wie ein atmendes Tier wirkte. Die Glut im Schmiedefeu war tiefrot, fast violett – die perfekte Temperatur für das Schmieden von Werkzeugen. Der Schmied prüfte sie mit einem Eisenstab, den er kurz eintauchte, dann nickte zufrieden. Foto Schmiedewerkzeuge 123RF



„Was schmiedest du heute?“ fragte ich.

„Hufeisen für den Vogt. Nägel für den Zimmermann. Ein Türband für die Magd, die ihr Haus flickt.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. *„Aufträge: Vogt, Ratsherr, Zunftmeister, Händler. Preise: Hufeisen – 2 Pfennige, Türband – 5, Schwert – 30.“*

„Und darfst du bauen, was du willst?“ fragte ich.

Der Schmied schnaubte. „Nicht mehr. Früher konnte ich ein Messer machen, wie ich wollte. Jetzt kommt der Zunftmeister, prüft die Klinge, misst die Länge. Und wenn sie zu fein ist, sagt er: Das ist kein Messer, das ist Hochmut.“

Ich sah mich um. Die Werkzeuge hingen an Haken: Zangen, Hämmer, Feilen, Dornmeißel, Lochpunzen. Der Amboss war das Herzstück – mit Horn und Bahn, mit Prismen und

Kerben für verschiedene Arbeiten. Daneben lag die **Setzharke**, mit der er Nieten trieb, und die **Spitzbickel**, mit der er das Eisen aufraute.

„Und wer schärft deine Werkzeuge?“ fragte ich.

„Ich selbst. Mit dem Schleifstein, den ich vom Müller habe. Und wenn der stumpf ist, bringe ich ihn zum Steinmetz. Jeder braucht jeden.“

Ich nickte. Denn ich wusste: Die Stadt ist ein Netz, und der Schmied ist ein Knoten darin.

Er zeigte mir eine Klinge, die er gerade bearbeitete – für einen jungen Mann, der zur Wache wollte. „Er will Schutz“, sagte der Schmied. „Aber er bekommt Verantwortung.“



Ich sah, wie er die Klinge ins Wasser tauchte – das Zischen war wie ein Flüstern. Dann legte er sie auf den Amboss, prüfte die Härte, schliiff die Kanten.

„Und wenn du Fehler machst?“ fragte ich. „Dann kommt der Ratsherr. Oder schlimmer: der Kunde.“

Foto Schmiede, alamy

Ich lächelte. Denn ich wusste: Der Schmied ist nicht nur ein Handwerker. Er ist ein Richter über Form und Funktion.

Als ich ging, war die Glut noch heiß, der Hammer noch schwer, und der Schmied noch wach. Und ich wusste: Solange das Feuer brennt, lebt die Stadt.

Die Weberin – Ein Faden durch Calau



Holzstabwebereiwerkstatt

Ich war in Calau, als der Morgen noch grau war und der Tau auf den Dächern lag wie ein stilles Versprechen. Die Gassen rochen nach feuchtem Holz, und aus einem der Häuser drang das leise Klappern eines Webstuhls – wie das Herz einer Stadt, das nicht schlägt, sondern webt.

Ich trat ein, ohne zu klopfen. Die Tür war offen, wie es früher oft war, wenn die Arbeit begann. Die Frau am Webstuhl sah nicht auf. Ihre Finger tanzten über das Garn, zogen,

schoben, schlugen. Der Rhythmus war alt – ich kannte ihn.

„Du webst wie deine Großmutter“, sagte ich, und sie lächelte, ohne den Blick zu heben.

„Sie hat mir das Muster gezeigt“, antwortete sie. „Aber ich ändere die Farben.“

Ich setzte mich auf den Schemel neben dem Ofen, wo einst der Stadtschreiber gesessen hatte, um Preise für Leinen zu notieren. Ich blätterte in seinem Buch. *„Ein Ellenstück, fein gewebt, kostet drei Pfennige. Grobes Tuch, zwei.“* So stand es da, nüchtern, klar.

„Pfennige zählen nicht“, sagte die Weberin. „Die Leute fragen nach Geschichten. Wer hat das Tuch gemacht? Für wen? Warum gerade dieses Muster?“

Ich nickte. Denn ich wusste: Stoff ist Erinnerung. Jeder Faden trägt ein Wort, jeder Knoten ein Geheimnis.

Sie arbeitete an einem **Horizontalwebstuhl** – ein schweres, hölzernes Gerät, das den Faden in Spannung hält. Die Kette lag straff, die **Schäfte** hoben und senkten sich, der **Schussfaden** wurde mit dem **Weberschiffchen** hindurchgeschossen. Der **Tritt** unter dem Webstuhl steuerte die Bewegung – ein Tanz aus Fuß und Hand, aus Kraft und Gefühl.

„Warum horizontal?“ fragte ich.

„Weil ich sehen muss, was ich tue. Die senkrechten Webstühle sind für Teppiche. Ich mache Stoffe – für Kleider, für Tücher, für das Leben.“

Ich sah die Werkzeuge: **Spindel, Haspel, Zettelbaum, Kamm, Schere**. Alles griffbereit, alles gebraucht. Der Raum war klein, aber voller Ordnung.



„Und die Zunft?“ fragte ich. „Sie kam spät. Erst wollten sie keine Frauen. Dann wollten sie Regeln. Jetzt wollen sie Gebühren.“

Foto Handwebstuhl, route des erinnerns.de

Ich erinnerte mich an die erste Zunftversammlung in Calau, bei der die Weberinnen ausgeschlossen wurden. Die Lausitz war dabei – ich war dabei – und ich sagte: „Wer webt, bestimmt das Muster.“ Sie sahen mich an, als wäre ich ein Schatten. Aber die Weberinnen blieben.

„Heute bestimmen wir selbst“, sagte sie. „Und wenn das Muster nicht gefällt, weben wir ein neues.“

Sie erzählte mir von einem Streit mit dem Färber, der ihre Garne zu blass machte. Von einem Händler, der ihr Tuch nach Görlitz brachte und dort als „Calauer Traum“ verkaufte. Von einem Mädchen, das sich in ein Muster verliebte, weil es aussah wie der Fluss bei Sonnenaufgang.

„Ich webe nicht nur für Geld“, sagte sie. „Ich webe, damit etwas bleibt.“

Ich ging, als die Sonne durch das Fenster fiel und das Tuch auf dem Rahmen leuchtete wie ein Morgenlied. Und ich wusste: Die Stadt lebt, solange jemand webt.

Der Bauer – Die Ordnung der Erde

Ich war unterwegs zwischen Drebkau und Vetschau, als der Morgen sich noch nicht entschieden hatte, ob er Nebel oder Licht bringen wollte. Die Felder lagen wie wartende Seiten, und ich hörte das Knarren eines Pfluges, das Schnalzen der Zunge, das leise Fluchen eines Mannes, dessen Ochse nicht recht ziehen wollte.

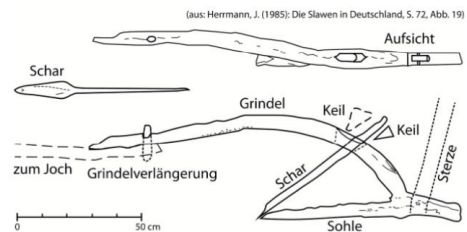
„Du bist spät dran“, sagte ich, als ich mich neben ihn stellte.



„Die Sonne auch“, antwortete er, und zog weiter.

Er war ein Bauer, kein Herr, kein Knecht. Ein freier Mann, aber gebunden – an die Erde, an die Fristen, an das Wetter. Sein Gesicht war gegerbt, seine Hände wie Wurzeln, und sein Blick war der eines Mannes, der weiß, dass Geduld keine Tugend, sondern Notwendigkeit ist.

Ich sah seinen Pflug: ein Hakenpflug, einfach, aus Holz, mit einer eisernen Spitze. Er war gut für leichte Böden, wie sie hier lagen – sandig, durchlässig, aber hungrig. Für schwerere Böden hätte er einen Räderpflug gebraucht, mit Streichblech und Führung – doch der war teuer, und nur die größeren Höfe konnten ihn sich leisten.



„Was säst du?“ fragte ich. „Roggen, Hafer, ein wenig Gerste. Die Fruchtfolge ist knapp – Dreifeldwirtschaft, wie der Vogt es will.“

Ich nickte. Die Felder waren geteilt: **Wintergetreide**, **Sommergetreide**, **Brache**. Ein Jahr säen, ein Jahr ruhen, ein Jahr hoffen. Die Brache wurde mit Vieh beweidet, das den Boden düngte – ein Kreislauf, der nicht aus Wissen, sondern aus Erfahrung bestand.

Foto Feldarbeit LK Salzburg

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. „*Abgaben: Zehnt an die Kirche, Fron für den Herrn, Naturalien für den Markt. Ein Bauer liefert: 2 Malter Roggen, 1 Schwein, 6 Tage Arbeit.*“

„Und wer zählt das?“ fragte ich. „Der Knecht des Vogts. Und der zählt immer zu viel.“



Ich sah mich um. Auf dem Hof standen drei Menschen: der Bauer, eine **Magd**, die Wasser trug, und ein **Knecht**, der Holz hackte. Die Magd war jung, flink, mit einem Tuch um den Kopf. Sie sah mich kurz an, dann wieder weg – als hätte sie keine Zeit für Geschichten.

„Sie ist seit dem Frühjahr hier“, sagte der Bauer. „Kommt aus Burg. Ihr Vater war Müller, aber sie wollte nicht mahlen.“

Der Knecht war stämmig, schweigsam, mit einem Blick, der mehr sah, als er sagte. Er war kein Sohn, kein Bruder – ein Wanderarbeiter, der für Kost und Lohn blieb, solange die Arbeit reichte.

„Und die Kinder?“ fragte ich. „Zwei. Der eine hilft beim Vieh, der andere lernt beim Pfarrer. Vielleicht wird er Schreiber.“



Ich lächelte. Denn ich wusste: Die Hoffnung wächst nicht nur auf Feldern.

Ich sah die Werkzeuge: **Sichel, Sense, Forke, Rechen, Spaten**. Alles aus Holz und Eisen, alles selbst repariert. Der Bauer zeigte mir seine **EGGE**, mit Zinken aus Hartholz, die den Boden lockerten. Und seine **Dreschflegel**, mit denen er das Korn schlug – ein Rhythmus, der wie ein Lied klang, wenn mehrere zugleich

arbeiteten. Foto Feldarbeit, kultur.online.de

„Und wenn das Wetter nicht hält?“ fragte ich. „Dann hungern wir. Oder wir tauschen. Oder wir beten.“

Ich blieb bis zum Mittag, als die Magd Brot brachte und der Knecht sich setzte. Der Bauer aß im Stehen, das Tuch über die Schulter geworfen, die Augen auf das Feld.

„Die Stadt lebt von uns“, sagte er. „Aber sie weiß es nicht.“

Ich ging weiter, als der Wind auffrischte und die Lerchen sich erhoben. Und ich wusste: Der Bauer ist kein Anfang und kein Ende. Er ist die Mitte, auf der alles ruht.

Der Müller – Der Klang der Steine

Die Lausitz erzählt weiter: Ich kam nach Peitz, als der Fluss träge war und das Laub sich schon färbte. Die Mühle stand am Rand der Stadt, dort, wo das Wasser sich stauen ließ, wo das Rad sich drehte, auch wenn der Wind schlief. Ich hörte den dumpfen Schlag der Mahlsteine, das Rauschen des Wassers, das Fluchen eines Knechts, der einen Sack zu schwer beladen hatte.



Der Müller trat aus der Tür, das Mehl auf seiner Weste wie Schnee,

die Stirn glänzend vom Dampf. Er sah mich, nickte, und sagte: „Du kommst, wenn die Bauern schon gegangen sind.“

„Ich war bei ihnen“, sagte ich. „Sie haben dir das Korn gebracht.“

Er lachte. „Und sie hoffen, dass ich es nicht betrüge.“

Ich trat ein. Die Mühle war warm, staubig, lebendig. Das **Wasserrad** drehte sich langsam, angetrieben vom gestauten Fluss, über eine hölzerne Welle, die die Kraft ins Innere leitete. Dort lagen die **Mahlsteine** – zwei gewaltige Scheiben aus Sandstein, die sich gegeneinander drehten. Der obere Stein, der **Läufer**, bewegte sich, der untere, der **Bodenstein**, ruhte. Zwischen ihnen zerrieb sich das Korn zu Mehl, das durch Rillen und Kanäle in Säcke floss.



„Wie oft schärfst du die Steine?“ fragte ich.

„Alle sechs Wochen, wenn das Korn hart ist. Ich nehme den Läufer hoch, mit dem Hebel, und ziehe mit dem **Schärfeisen** neue Rillen – das nennt man **Scharen**. Wenn ich's nicht tue, wird das Mehl warm, und die Leute sagen: Der Müller stiehlt die Kraft.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. „*Mahlzins: ein Sechzehntel des Kornes. Kontrolle durch den Marktmeister. Streitigkeiten: sieben im letzten Jahr.*“

„Und wer bestimmt den Mahlzins?“ fragte ich. „Der Herr. Und der Herr ist nie hungrig.“

Ich sah die Knechte: zwei junge Männer, flink, schweigsam. Einer schaufelte Korn in den Trichter, der andere band die Säcke. Die Magd fegte den Boden, das Tuch über dem Mund, damit sie nicht zu viel Mehl atmete.

„Und die Bauern?“ fragte ich.

Der Müller schnaubte. „Sie misstrauen mir. Sie sagen, ich nehme zu viel. Dass ich das gute Mehl behalte und ihnen den Rest gebe. Dass ich nachts heimlich mahle für den Händler aus Cottbus.“

Ich sah die **Waage**, die neben dem Eingang stand – schwer, aus Eisen, mit Gegengewichten. Der Müller zeigte mir die **Mehlprobe**, ein kleines Sieb, mit dem er die Feinheit prüfte. „Wenn das Mehl zu grob ist, sagen sie: Du hast geschlafen. Wenn es zu fein ist, sagen sie: Du hast gestohlen.“ Foto Schowtschickmühle Wittichenau

Ich nickte. Denn ich wusste: Der Müller ist kein Freund, kein Feind – er ist ein Nadelöhr.



„Und wenn sie sich beschweren?“ fragte ich. „Dann kommt der Ratsherr. Oder der Vogt. Oder der Zunftmeister, wenn sie meinen, ich habe gegen die Ordnung verstoßen.“

Ich erinnerte mich an einen Prozess in Lieberose, bei dem ein Müller beschuldigt wurde, das Wasser gestaut zu haben, sodass die Felder überschwemmt. Der Bauer verlor die Ernte, der Müller zahlte einen Sack Mehl – und lachte dabei.

„Wir sind mächtig“, sagte der Müller. „Denn ohne uns bleibt das Korn Korn.“

Ich sah hinaus, zum Fluss, der weiterzog. Und ich wusste: Der Mahlgang ist kein Ende. Er ist ein Übergang – zwischen Erde und Brot, zwischen Vertrauen und Zweifel.

Als ich ging, war das Rad noch in Bewegung, die Steine noch im Tanz, und der Müller noch wach. Und ich hörte den Klang – dumpf, gleichmäßig, wie ein Herz, das mahlt.

Die Bäckerin – Wärme für die Stadt

Ich kam nach Forst, als die Nacht noch feucht war und die ersten Rauchfahnen aus den Schornsteinen stiegen. Die Gassen waren still, doch aus einem Haus drang Licht – flackernd, warm, wie ein Versprechen. Ich trat näher, und der Duft von Sauerteig, Asche und Hoffnung empfing mich.

Die Bäckerin stand vor dem Ofen, die Ärmel hochgekrempelt, das Haar unter einem Tuch verborgen. Ihre Hände waren weiß vom Mehl, ihr Blick wach, obwohl der Tag noch nicht begonnen hatte.

„Du kommst spät“, sagte sie, ohne sich umzudrehen.

„Du hast noch nicht geschlafen“, antwortete ich. Sie lachte leise. „Der Ofen schläft nie.“

Ich setzte mich auf die Bank neben dem Teigfass. Der Raum war eng, aber lebendig: ein **Backtrog** aus Holz, ein **Schieber** aus Birke, ein **Ofen** aus Lehm und Stein, dessen Glut noch von der Nacht glomm. Der Sauerteig ruhte in einem Tuch – ein lebendiges Wesen, das täglich gefüttert wurde.



„Wann beginnt dein Tag?“ fragte ich.

„Wenn andere noch träumen. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang. Der Teig muss gehen, der Ofen muss glühen.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. „*Brotpreise: 1 Pfennig für ein kleines Laib, 3 für ein großes. Kuchen: 5 bis 10, je nach Zutaten. Kontrolle durch den Brotwäger.*“

„Gab es schon Kuchen?“ fragte ich.

„Für die Reichen. Mit Honig, mit Nüssen, mit getrockneten Früchten. Ein Fest für den Gaumen, ein Schlag für den Geldbeutel.“

Sie zeigte mir ein flaches Blech, auf dem kleine runde Teigstücke lagen – **Fladen**, mit Zwiebeln und Kümmel. „Für den Markt heute. Die Kinder lieben sie.“

Ich sah die **Werkzeuge: Teigschaber, Mehlstreuer, Backrahmen, Knetbretter**. Alles einfach, aber durchdacht. Der Ofen war ein **Kuppelofen**, mit einer kleinen Öffnung, durch die der Schieber das Brot hineinbrachte. Die Glut wurde vorher herausgezogen, die Hitze blieb – eine Kunst, die Erfahrung brauchte.



Foto Bäckerei Museum Lehde

„Wie lange hält sich das Brot?“ fragte ich.

„Zwei Tage, wenn das Wetter trocken ist. Drei, wenn der Ofen gut war. Danach wird es hart – dann machen die Mägde Suppe daraus.“

Ich sah die **Knechte und Mägde**, die im Nebenraum schliefen – auf Strohlagern, unter groben Decken. Sie halfen beim Tragen, beim Kneten, beim Verkauf. Ihre Tage begannen mit der Bäckerin, endeten mit dem Markt.

„Und die Regeln?“ fragte ich.

„Der Brotwäger kommt einmal die Woche. Prüft Gewicht, Qualität, Preis. Wenn ich zu leicht backe, zahle ich Strafe. Wenn ich zu teuer verkaufe, verliere ich die Lizenz.“

Ich nickte. Denn ich wusste: Brot ist nicht nur Nahrung. Es ist Ordnung.

Sie erzählte mir von einem Streit mit dem Müller, der ihr feuchtes Mehl brachte. Von einem Ratsherrn, der heimlich Kuchen bestellte, aber öffentlich nur Roggenbrot aß. Von einem Kind, das ihr ein Lied sang, weil das Brot so weich war.

„Ich backe nicht für Geld“, sagte sie. „Ich backe, damit die Stadt nicht vergisst, wie Wärme schmeckt.“

Ich ging, als die Sonne aufstieg und die ersten Kunden kamen. Und ich wusste: Die Bäckerin ist keine Händlerin. Sie ist eine Hüterin.

Der Stadtschreiber – Feder und Gedächtnis

Ich fand ihn in Cottbus, in einem Haus nahe dem Rathaus, wo die Fenster klein und die Bücher groß waren. Der Stadtschreiber saß auf einem Schemel, die Feder in der Hand, das Pergament vor sich. Er schrieb, wie andere atmen – ruhig, stetig, mit dem Blick eines Mannes, der weiß, dass Worte länger leben als Taten.

„Du kommst, wenn die Stadt noch schläft“, sagte er.

„Ich komme, wenn du erwachst“, antwortete ich.

Er zeigte mir seine Werkzeuge: **Federkiel, Tintenfass, Lineal, Wachstafel**. Seine Schrift war klar, seine Ordnung streng. Er notierte Preise, Urteile, Geburten, Todesfälle, Maße, Streitigkeiten. Er war das Gedächtnis der Stadt – und manchmal ihr Gewissen.

Foto Stadtschreiber dhs-dss.ch

„Was schreibst du heute?“ fragte ich.

„Den Streit zwischen der Bäckerin und dem Müller. Und die Geburt des Sohnes des Ratsherrn. Und den neuen Zoll für den Markt.“

Ich sah die Bücher: **Stadtchronik, Handelsregister, Gerichtsbuch, Zunftrollen**. Alles geordnet, alles bewahrt.

„Und wenn du dich irrst?“ fragte ich. „Dann irrt die Stadt.“

Ich nickte. Denn ich wusste: Der Stadtschreiber ist kein Dichter. Aber ohne ihn gäbe es keine Geschichte.



Die Heilerin – Hände voller Wissen



sondern nach Salbei und Harz.

Ich kam nach Lieberose, als der Wind sich legte und die Vögel verstummten. Am Rand der Stadt, dort wo die Wege zu Pfaden werden und die Häuser zu Hütten, stand ein kleines Haus, umwachsen von Holunder, Minze und Beinwell. Der Rauch aus dem Schornstein roch nicht nach Feuer,

Foto Heilerin, Luzerner Zeitung

Ich trat ein, und sie sah mich sofort. Die Heilerin. Alt, aber nicht gebrechlich. Ihre Augen waren klar, ihre Hände ruhig, ihre Stimme wie ein Fluss, der weiß, wo er hinwill.

„Du kommst spät“, sagte sie.

„Du bist schon lange wach“, antwortete ich. Sie nickte. „Die Schmerzen schlafen nicht.“

Der Raum war voll von Gläsern, Bündeln, Tinkturen. An der Wand hingen getrocknete Kräuter: **Schafgarbe, Thymian, Wermut, Ringelblume**. Auf dem Tisch lagen Mörser, Löffel,

ein **Salbenstein**, auf dem sie Öle mischte. In der Ecke stand ein **Mondkalender**, handgezeichnet, mit Zeichen für Aussaat, Ernte, Heilung.

„Was heilt heute?“ fragte ich.

„Ein Kind mit Fieber. Ein Mann mit Gicht. Eine Frau mit Angst.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. *„Heilmittel: Salbe – 2 Pfennige, Tinktur – 5, Kräuterbündel – 1. Beschwerden: Fieber, Husten, Wunden, Schwermut.“*

„Und wer zahlt dich?“ fragte ich. „Wer kann. Und wer nicht kann, bringt Holz, Brot oder Geschichten.“

Ich sah ihre Werkzeuge: **Mörser und Pistill**, **Kräutermesser**, **Schröpfglas**, **Leinentücher**, **Wachssiegel**. Alles einfach, aber präzise. Sie zeigte mir, wie sie aus **Ringelblume** und **Schweineschmalz** eine Salbe gegen Entzündungen rührte. Wie sie aus **Weidenrinde** einen Sud gegen Schmerzen kochte. Wie sie mit **Schröpfköpfen** das Blut bewegte, wenn es stockte.

„Und wenn du nicht hilfst?“ fragte ich. „Dann kommt der Barbier. Mit Klinge und Aderlass.“

Ich lächelte. Denn ich wusste: Zwischen ihnen liegt ein Streit, der nie endet.

Sie erzählte mir von einem Fall, bei dem der Barbier zu früh schnitt, und die Wunde nicht heilte. Von einem Ratsherrn, der heimlich ihre Salbe nahm, aber öffentlich den Barbier lobte. Von einer Magd, die ihr das Leben rettete, weil sie wusste, dass **Beifuß bei Nacht** stärker wirkt als bei Tag.

„Ich bin keine Ärztin“, sagte sie. „Ich bin eine Erinnerung.“

Ich ging, als der Wind wieder aufzog und die Kräuter sich bewegten. Und ich wusste: Die Heilerin ist keine Magierin. Aber sie weiß, wie man zuhört, wenn der Körper spricht.

Der Barbier (Barber) – Die Klinge der Ordnung

Ich kam nach Cottbus, als der Markt sich füllte und die Stimmen sich mischten. Zwischen den Ständen, wo Fisch und Tuch gehandelt wurden, stand ein kleines Haus mit einem Schild: *„Barbier – Rasur, Aderlass, Schröpfung“*. Der Rauch roch nach Essig und Eisen, und ich trat ein, wie ich es oft tat – leise, aber nicht unbemerkt.

Der Barbier sah mich, das Messer in der Hand, den Blick geschärft. Er war ein Mann mittleren Alters, mit ruhiger Stimme und einem Stolz, der nicht laut war, aber fest.

„Du kommst spät“, sagte er.

„Du hast schon viele Gesichter gesehen“, antwortete ich. Er nickte. „Und manche mehrmals.“

Der Raum war hell, sauber, streng. An der Wand hingen seine Werkzeuge: **Rasiermesser, Schröpfköpfe, Aderlassschalen, Kämme, Zangen, Pinzetten**. Auf dem Tisch lagen Tücher, Salben, ein Fläschchen mit **Weingeist**, das nach Reinheit roch.

„Was kostet ein Schnitt?“ fragte ich.

„Ein Pfennig für den Bart. Drei für den Aderlass. Fünf, wenn der Ratsherr kommt.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers.
*„Barbierdienste: Rasur – 1 Pfennig,
 Schröpfung – 2, Aderlass – 3. Beschwerden:
 Kopfschmerz, Schwermut, Fieber, Zahnweh.“*

„Und heilt das?“ fragte ich. „Manchmal.
 Manchmal nicht. Aber es beruhigt.“

Er zeigte mir die **Aderlasslanze**, fein, scharf, aus gehärtetem Stahl. „Ich setze sie an die Vene, lasse das Blut fließen. Die Leute sagen, das nimmt die Hitze aus dem Kopf.“

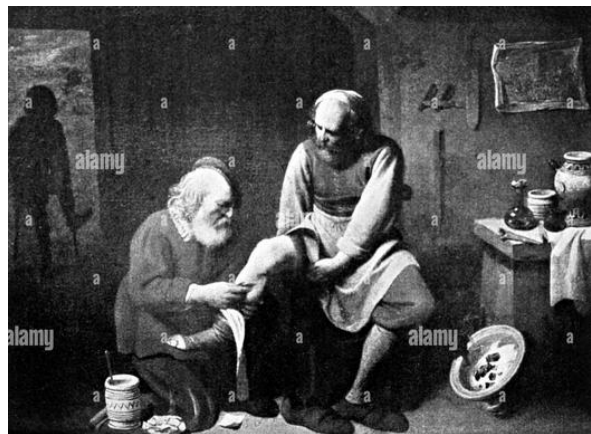


Foto Barbier habsburger.net

Ich sah die **Schröpfgläser**, die er über Feuer erhitzte, bevor er sie auf die Haut setzte. Die Haut zog sich zusammen, wurde rot, manchmal blau. „Das bewegt das Blut“, sagte er. „Und das Blut ist der Schlüssel.“

„Und die Heilerin?“ fragte ich. Er schnaubte.
 „Sie mischt Kräuter. Ich mische Ordnung.“

Ich erinnerte mich an einen Streit, bei dem ein Kind mit Fieber erst zur Heilerin ging, dann zum Barbier. Die Heilerin gab Tee aus Weidenrinde. Der Barbier ließ Blut. Das Kind wurde gesund – aber niemand wusste, warum.
 Foto Aderlass, alamy



„Und wer kommt zu dir?“ fragte ich.

„Die Händler, die Ratsherren, die Knechte. Manchmal auch die Mägde, wenn sie Mut haben.“

Ich sah die **Zunftrolle**, fein geschrieben, mit Regeln, Gebühren, Prüfungen. Der Barbier war nicht nur Handwerker – er war Teil der Ordnung. Seine Dienste waren geregelt, sein Wissen geprüft, sein Messer lizenziert.

„Und wenn du dich schneidest?“ fragte ich. „Dann schweige ich. Und lerne.“

Ich ging, als der nächste Kunde kam – ein junger Mann, nervös, mit Bart und Zweifel. Der Barbier lächelte, nahm das Messer, und die Stadt atmete weiter.

Streit um Heilung. Mutter ruft Heilerin und Barber gleichzeitig



Ich war in Burg, als der Herbst sich in die Gassen legte und die Menschen sich wieder mehr in ihre Häuser zurückzogen. Die Luft war feucht, die Fenster beschlagen, und in einem kleinen Haus am Rand der Stadt lag ein Junge mit Fieber. Die Mutter hatte schon alles versucht: kalte Tücher, warme Brühe, Gebete. Nun stand sie zwischen zwei Türen – zur Heilerin und zum Barbier.

Ich trat ein, als die Entscheidung fiel.

„Du kommst spät“, sagte die Heilerin, als sie mich sah.

„Ich komme, wenn der Streit beginnt“, antwortete ich.

Der Junge lag still, die Stirn glänzend, der Atem flach. Die Heilerin kniete neben ihm, legte ihm ein Tuch mit **Beifuß und Holunderblüte** auf die Brust, murmelte leise Worte, die nicht Zauber waren, sondern Erinnerung.

„Das Fieber sitzt tief“, sagte sie. „Aber es lässt sich locken.“

Da trat der Barbier ein – mit Mantel, Tasche und dem Blick eines Mannes, der Ordnung bringen will. Er sah den Jungen, sah die Kräuter, sah die Frau.

„Das ist keine Heilung“, sagte er. „Das ist Hoffnung.“

„Und dein Messer ist keine Lösung“, entgegnete sie. „Es ist ein Schnitt.“

Ich setzte mich auf den Schemel, zwischen beiden. Der Stadtschreiber hatte diesen Fall schon notiert: *„Streit um Heilung. Mutter ruft beide. Entscheidung offen.“*



„Was kostet dein Aderlass?“ fragte ich den Barbier.

„Drei Pfennige. Und ein Tropfen Vertrauen.“

„Und dein Kräuterbund?“ fragte ich die Heilerin. „Ein Pfennig. Und ein Abend Geduld.“

Die Mutter sah beide an. Der Junge stöhnte. Die Zeit drängte.

„Ich will, dass ihr zusammen helft“, sagte sie.

Der Barbier schnaubte. „Ich lasse Blut. Sie legt Tücher. Das widerspricht sich.“

Die Heilerin lächelte. „Nicht, wenn man weiß, wann man schweigen muss.“

Sie einigten sich. Der Barbier setzte die **Aderlasslanze** vorsichtig an, ließ nur wenig Blut. Die Heilerin legte danach **Salbe aus Ringelblume und Honig** auf die Wunde. Der Junge schlief ein. Der Fiebertraum wich.

Ich ging, als die beiden sich ansahen – nicht feindlich, aber auch nicht freundlich. Und ich wusste: Heilung ist kein Besitz. Sie ist ein Tanz.

Der Ratsherr – Das Maß der Dinge

Ich kam nach Cottbus, als der Regen sich verzog und die Straßen glänzten wie frisch gewaschen. Das Rathaus stand fest, mit steinernem Blick und hölzernem Herz. In einem der oberen Räume, wo das Licht durch bleiverglaste Fenster fiel, saß der Ratsherr – aufrecht, gestriegelt, mit einem Gesicht, das wusste, wie man urteilt.

„Du kommst spät“, sagte er, ohne aufzusehen.



„Du hast schon entschieden“, antwortete ich. Er nickte. „Fast.“

Der Tisch vor ihm war bedeckt mit Pergamenten, Siegeln, Listen. Der Stadtschreiber stand daneben, die Feder bereit, das Gesicht neutral. Der Ratsherr las laut: *„Streitfall zwischen Heilerin und Barbier. Heilung eines Kindes. Eingriff beider. Erfolg unklar. Mutter zufrieden.“*

„Und was ist das Problem?“ fragte ich.

„Die Ordnung“, sagte er. „Die Heilerin ist nicht zünftig. Der Barbier ist es. Aber sie hat eingegriffen.“

Foto world4.info

Ich setzte mich auf die Bank am Fenster, wo einst der Bäcker saß, um seine Preise zu verteidigen. Der Ratsherr sah mich an, prüfend, wie ein Mann, der weiß, dass Worte Gewicht haben.

„Was kostet ein Urteil?“ fragte ich.

„Ein ruhiges Gewissen. Und manchmal eine Wahl.“

Er zeigte mir die **Zunftrolle**, fein geschrieben, mit Regeln, Pflichten, Grenzen. Der Barbier war eingetragen, geprüft, bezahlt. Die Heilerin nicht. Sie war geduldet, aber nicht geschützt.

„Und wenn sie heilt?“ fragte ich. „Dann ist das Glück. Kein Recht.“

Ich sah die **Siegelpresse**, das **Maßstablineal**, die **Urteilstafel**. Werkzeuge der Ordnung, nicht der Wärme. Der Ratsherr war kein Tyrann – aber er war ein Wächter.

„Und wenn das Kind gesund ist?“ fragte ich. „Dann ist das gut. Aber nicht geregelt.“

Ich erinnerte mich an einen Fall in Peitz, bei dem ein Schmied ein Tor baute, das schöner war als erlaubt. Der Ratsherr ließ es abreißen. „Nicht, weil es schlecht war“, sagte er damals. „Sondern weil es zu frei war.“

„Du liebst das Maß“, sagte ich. „Ich liebe die Stadt“, antwortete er.

Er ließ den Stadtschreiber das Urteil notieren: *„Keine Strafe. Aber Mahnung. Die Ordnung bleibt.“*

Ich ging, als die Glocke zur Ratsversammlung rief. Und ich wusste: Der Ratsherr ist kein Freund. Aber er ist ein Fundament.

Der Gerber – Die Haut der Stadt

Ich kam nach Drebkau, als der Wind aus Nordwest kam und der Geruch der Gerberei schon in der Luft lag. Die Leute zogen die Schultern hoch, gingen schneller, hielten den Atem an – denn dort, wo die Häute hängen, hängt auch das Urteil. Die Gerberei lag am Rand der Stadt, nahe dem Fluss, wo das Wasser träge war und die Erde schweigend.



Ich trat ein, und der Gerber sah mich sofort. Er war ein Mann mit breiten Schultern, rauer Stimme und einem Blick, der nicht fragte, sondern wusste. Foto Museum Burg

„Du kommst spät“, sagte er.

„Du arbeitest früh“, antwortete ich. Er nickte. „Die Haut wartet nicht.“

Der Hof war voll: Häute auf Gestellen, Bottiche mit Brühe, Werkzeuge aus Holz und Eisen. Der Geruch war stechend – **Uringerbung, Kalk, Tierblut, Gerberlohe** aus Eichenrinde. Die Luft war schwer, die Arbeit schwerer.

„Was kostet ein Leder?“ fragte ich. „Zehn Pfennige, wenn es weich ist. Fünf, wenn es stinkt. Drei, wenn sie mich nicht mögen.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. *„Gerber: nicht zünftig. Geduldet. Abgaben: keine. Beschwerden: häufig. Bedarf: hoch.“*

„Und warum bist du nicht in der Zunft?“ fragte ich.

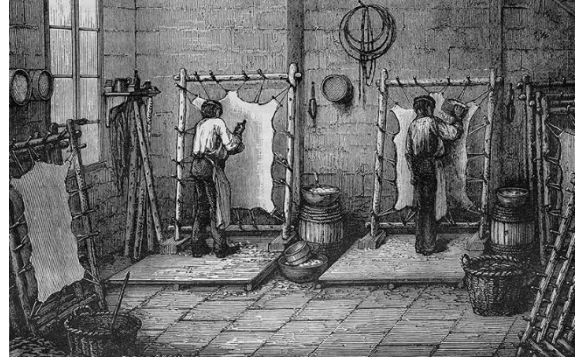
„Weil sie mich nicht wollen. Weil ich stinke. Weil ich erinnere, dass Leben Haut hat.“

Ich sah seine Werkzeuge: **Schabeisen, Fleischmesser, Gerberkelle, Lohstampfer**. Er zeigte mir, wie er die frische Haut erst in **Kalkwasser** legte, um Haare und Fleischreste zu lösen. Dann schabte er sie auf dem **Gerberbaum**, einem schrägen Brett, mit dem Eisen glatt. Danach kam die **Lohe** – zerkleinerte Eichenrinde, die Gerbstoffe freisetzte. Wochenlang lag die Haut darin, wurde gewendet, geprüft, gewaschen.

„Und wenn du Fehler machst?“ fragte ich.
 „Dann reißt der Schuh. Dann fault der Riemen. Dann kommt der Schuster und flucht.“

Ich nickte. Denn ich wusste: Der Gerber ist kein Held. Aber ohne ihn geht kein Schritt.

Er erzählte mir von einem Streit mit dem Ratsherrn, der seine Gerberei schließen wollte – wegen des Geruchs. Von einem Händler, der sein Leder nach Leipzig brachte und dort als „Drebkauer Feinhaut“ verkaufte. Von einem Jungen, der ihm half, weil er lieber stank als hungerte. Foto Berufe dieser Welt.de



„Ich bin kein Freund der Stadt“, sagte er. „Aber ich bin ihre Haut.“

Ich ging, als der Wind sich drehte und der Geruch sich legte. Und ich wusste: Der Gerber ist kein Teil der Ordnung. Aber er ist Teil des Lebens.

Die Magd – Das Gedächtnis der Gassen

Ich war in Calau, als der Morgen sich noch streckte und die Gassen feucht waren vom Tau. Die Stadt war wach, aber noch nicht laut. Zwischen den Häusern, den Werkstätten, den Höfen ging eine Magd – flink, unauffällig, mit einem Korb am Arm und einem Lied auf den Lippen, das niemand hörte.

„Du kommst spät“, sagte sie, als sie mich sah.

„Du warst schon überall“, antwortete ich. Sie lachte. „Ich bin die Erste, die geht. Und die Letzte, die hört.“



Foto: Dienstboten, Berufe dieser Welt.de

Ihr Kleid war schlicht, das Tuch fest gebunden, die Hände rau. Sie trug Wasser zur Bäckerin, holte Kräuter für die Heilerin, brachte Leder zum Schuster, Brot zum Händler, Nachrichten zum Stadtschreiber. Sie war kein Beruf – sie war Bewegung.

„Was kostet dein Tag?“ fragte ich. „Ein Pfennig. Und ein Stück Brot. Und manchmal ein Blick, der mich nicht sieht.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. *„Mägde: unzünftig. Geduldet. Lohn: 1 Pfennig pro Tag, Kost und Lager. Beschwerden: selten. Erwähnungen: keine.“*

„Und wer fragt dich?“ fragte ich. „Niemand. Aber ich weiß, wer streitet. Wer liebt. Wer lügt.“

Ich sah ihre Hände – voller Arbeit, voller Geschichten. Sie erzählte mir vom Streit zwischen Heilerin und Barbier, den sie miterlebte. Vom Gerber, der nachts weinte, weil sein Sohn nicht zurückkam. Vom Ratsherrn, der heimlich Kuchen kaufte, aber öffentlich Fasten predigte.

„Ich trage nicht nur Körbe“, sagte sie. „Ich trage Erinnerung.“

Ihr Lager war in der Werkstatt der Weberin – ein Strohbett, ein Tuch, ein kleiner Spiegel. Sie schlief dort, wo andere arbeiteten. Und sie wachte dort, wo andere schwiegen.

„Und wenn du krank wirst?“ fragte ich. „Dann kommt die Heilerin. Oder niemand.“

Ich ging, als sie weiterlief – zum nächsten Haus, zum nächsten Auftrag, zum nächsten Satz. Und ich wusste: Die Magd ist kein Beruf. Sie ist ein Faden, der alles verbindet.

Lederwege – Gerber, Schuster, Sattler, Händler

Ich war in Vetschau, als der Nebel sich hob und die Stadt langsam ihre Stimmen fand. Am Rand der Gasse stand der Gerber, die Hände noch feucht vom Wasser, das nach Lohe roch. Er sah mich, nickte, und sagte: „Du kommst spät.“



„Du hast schon geliefert“, antwortete ich.

Er zeigte mir die Häute – weich, gegerbt, bereit. „Für den Schuster, den Sattler, den Händler. Ich mache die Haut. Sie machen den Preis.“

Ich folgte dem Leder, das auf einem Karren lag, gezogen von einem Jungen, der fluchte, weil die Räder klemmten. Der Weg führte zum Schuster – ein Mann mit ruhiger Stimme und scharfem Messer. Er saß auf seinem **Schustertisch**, das Leder vor sich, die **Ahle** in der Hand. Foto Schusterwerkstatt lookphotos.com

„Was kostet ein Schuh?“ fragte ich. „Fünf Pfennige. Zehn, wenn er halten soll. Zwanzig, wenn der Händler kommt.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. *„Schuster: zünftig. Leder vom Gerber. Werkzeuge:*



Ahle, Leisten, Pechdraht, Schusterhammer. Beschwerden: selten. Bedarf: hoch.“

Foto Schuster Museum Wichmannshausen.de

„Und wenn das Leder schlecht ist?“ fragte ich. „Dann flucht der Kunde. Und ich fluch zum Gerber.“

Ich ging weiter, zum Sattler – ein Mann mit breiten Händen und einem Blick, der Tiere verstand. Seine Werkstatt roch nach Fett, Eisen, Leder. Er zeigte mir die **Sattelbäume**, die er mit Leder bezog, die **Zaumzeuge**, die er mit Riemen band, die **Gürtelschnallen**, die er selbst schmiedete.

„Was kostet ein Sattel?“ fragte ich. „Drei Groschen. Und ein Pferd, das ihn verdient.“



Er erzählte mir von einem Streit mit dem Händler, der billig kaufen wollte. „Er sieht nur den Preis. Ich sehe den Ritt.“

Ich folgte dem Leder weiter – zum Händler, der auf dem Markt stand, das Leder ausbreitete, die Preise rief. Er war laut, flink, mit einem Lächeln, das nicht immer ehrlich war.

„Was kostet dein Leder?“ fragte ich. „Was der Kunde zahlt. Was der Gerber nicht weiß. Was

der Schuster nicht sieht.“

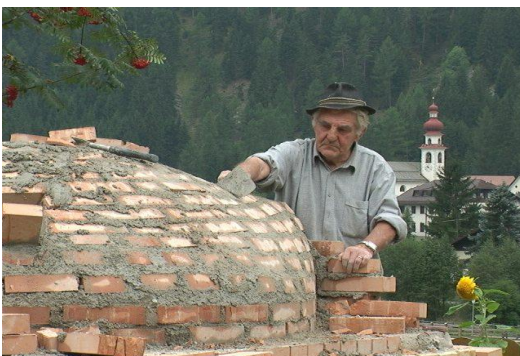
Foto Sattlerei, Berufe dieser Welt.de

Ich nickte. Denn ich wusste: Der Händler ist kein Handwerker. Aber er ist das Echo.

Ich sah, wie das Leder wanderte – von Haut zu Schuh, von Schuh zu Schritt, von Schritt zu Geschichte. Und ich wusste: Kein Beruf lebt allein. Aber jeder trägt.

Der Ofenbauer – Die Form der Wärme

Ich war unterwegs zwischen Peitz und Drebkau, als der Wind sich legte und die Felder nach Herbst rochen. Am Rand eines Hofes stand ein Mann, gebeugt über eine Grube, die noch kein Feuer kannte. Der Ofenbauer. Die Hände voller Lehm, die Stirn voller Planung, der Blick auf das, was noch nicht war.



„Du kommst spät“, sagte er, ohne aufzusehen.

„Du baust Wärme“, antwortete ich. Er nickte. „Und die muss halten.“

Der Hof war still, aber nicht leer. Kinder trugen Ziegel, die Magd rührte Stroh in den Lehm, der Bauer prüfte die Ausrichtung. Der Ofen sollte draußen stehen – ein **Backofen**, rund, kuppelförmig, mit einem kleinen Rauchabzug und einem Steinboden, der Hitze speichert.

„Was kostet ein Ofen?“ fragte ich. „Drei Groschen. Und ein Tag Vertrauen.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. *„Ofenbau: genehmigungspflichtig. Materialien: Lehm, Sand, Stroh, Feldstein, Ziegel. Nutzung: Brot, Braten, Wärme. Beschwerden: selten. Haltbarkeit: 20 Jahre.“*

„Und wie beginnt man?“ fragte ich. „Mit der Grube. Dann der Sockel aus Feldstein. Dann die Kuppel – aus Lehm und Ziegel, gemischt mit Stroh. Das braucht Zeit. Und Ruhe.“

Ich sah seine Werkzeuge: **Kelle, Lehmschaufel, Schnurmaß, Wasserwaage, Holzrahmen** für die Öffnung. Er zeigte mir, wie er den Lehm prüfte – nicht mit Messgerät, sondern mit der Hand. „Wenn er sich zieht, aber nicht reißt, ist er bereit.“

Foto Ofenbauer, der Letzte seines Standes



„Und der Rauch?“ fragte ich.

„Der muss fließen. Nicht zu schnell, nicht zu langsam. Sonst wird das Brot bitter.“

Ich trat in das Bauernhaus, wo ein anderer Ofen stand – ein **Kachelofen**, innen aus Ton, außen aus glasierten Platten. Der Ofenbauer hatte ihn vor Jahren gesetzt. „Der hält die Wärme über Nacht“, sagte der Bauer. „Und die Geschichten auch.“

Foto: Herdfeuerung



Ich sah die **Feuerkammer**, die **Züge**, die **Rauchklappe**. Alles durchdacht, alles gebaut, nicht gekauft. Der Ofen war nicht nur Technik – er war Gedächtnis.

„Und wenn du Fehler machst?“ fragte ich. „Dann raucht es. Dann reißt es. Dann schweige ich.“ Ich nickte. Denn ich wusste: Der Ofenbauer ist kein Künstler. Aber er formt das, was bleibt.

Als ich ging, war der Lehm noch feucht, der Rauch noch fern, und die Wärme noch Zukunft. Und ich wusste: Die Stadt lebt von Brot. Aber das Brot lebt vom Ofen.

Die Töpferei – Geduld in Form

Ich war in Cottbus, als der Tag sich neigte und die Sonne die Werkstätten in goldenes Licht tauchte. Die Töpferei lag am Rand der Stadt, dort, wo der Ton besser war und der Rauch niemand störte. Ich trat ein, und der Geruch von feuchter Erde, Asche und glühendem Stein empfing mich wie ein alter Freund.

„Du kommst spät“, sagte die Töpferin, ohne aufzusehen.



Fotos Kohrener-keramik.de

„Du hast schon geformt“, antwortete ich. Sie nickte. „Der Ton wartet nicht.“

Der Raum war still, aber voller Bewegung. Die **Drehscheibe** surrte leise, angetrieben von Fußkraft – ein **Tretmodell**, das sie mit ruhigem Rhythmus bediente. Ihre Hände formten eine Schale, gleichmäßig, wachsam, mit einem Blick, der wusste, wann der Ton zu weich, zu trocken, zu störrisch war.

(Foto 2 Tonpresse)

„Was kostet ein Krug?“ fragte ich. „Zwei Pfennige, wenn er hält. Fünf, wenn er singt.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. „*Töpferei: zünftig. Werkzeuge: Drehscheibe, Tonschneider, Glättklinge, Brennofen. Produkte: Krüge, Schalen, Töpfe, Fliesen. Beschwerden: selten. Bruchquote: 1 zu 5.*“

„Und was ist die größte Gefahr?“ fragte ich.

„Ungeduld. Und Luftblasen.“



Ich sah ihre Werkzeuge: **Tonschneider**, **Glättklinge**, **Modellierholz**, **Schlickerbecher**. Sie zeigte mir, wie sie den Ton prüfte – mit dem Daumen, mit dem Ohr, mit dem Gefühl. „Wenn er zu trocken ist, reißt er. Wenn er zu feucht ist, fällt er.“

Der Ton kam aus der Nähe – **Lübbenauer Ton**, eisenhaltig, rötlich, gut für Gebrauchsgeschirr. Für feineres Porzellan brauchte man Kaolin – aber das kam später, aus Sachsen, aus Meißen. Hier war noch **Irdenware**, robust, ehrlich, schwer.

Ich trat in den **Brennofenraum** – ein gemauerter Rundofen, mit zwei Kammern: die **Feuerkammer** unten, die **Brennkammer** oben. Die Töpferin schichtete die Ware vorsichtig, ließ Platz für Luft, für Hitze, für Hoffnung. Foto gettyimages

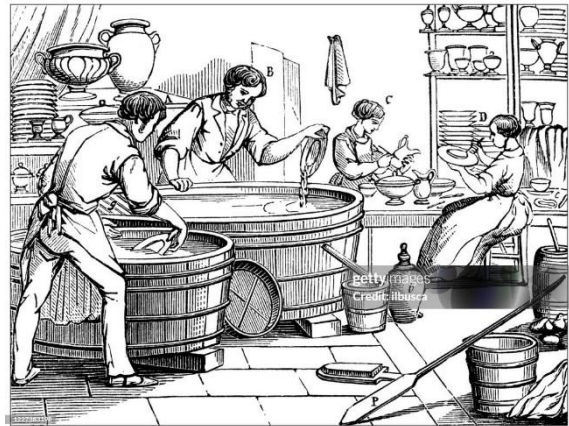
„Wie lange brennt ein Ofen?“ fragte ich. „Zwei Tage. Und eine Nacht Gebet.“

Sie erzählte mir von einem Händler, der ihre Krüge nach Görlitz brachte und dort als „Cottbuser Klangware“ verkaufte. Von einem Schuster, der ihre Töpfe als Maß für Sohlen nutzte. Von einem Ratsherrn, der ihre Fliesen in sein Bad legte – und dann klagte, weil sie nicht glänzten.

„Ich bin keine Glasurmeisterin“, sagte sie.
„Ich bin eine Formerin.“

Ich sah die **Schlickerarbeiten** – feine Muster, eingeritzt, mit flüssigem Ton gefüllt. Ich sah die **Stempel**, mit denen sie Zeichen setzte: ein Blatt, ein Kreis, ein Stern. „Damit man weiß, woher es kommt“, sagte sie.

„Und wenn es bricht?“ fragte ich. „Dann war es ehrlich.“



Ich ging, als der Ofen glühte und die Schale trocknete. Und ich wusste: Die Töpferei ist kein Beruf. Sie ist Geduld in Form.

Die Handwerker des Alltags – Besenbinder, Schreiner, Sensendengler

Ich war in Burg, als der Morgen sich noch reckte und die Höfe langsam wach wurden. Kein Glockenschlag, kein Ratsbeschluss – nur das Knacken von Holz, das Klirren von Eisen, das Rascheln von Reisig. Ich trat ein in eine Werkstatt, die keine Tür hatte, sondern nur ein Dach. Dort saßen drei Männer – nebeneinander, nicht gleich, aber gleich gebraucht.

„Du kommst spät“, sagte der Besenbinder. „Ihr seid schon lange nötig“, antwortete ich.



Der Besenbinder war ein Mann mit ruhigen Händen und einem Blick, der wusste, wie man Ordnung macht. Vor ihm lagen Bündel aus **Birkenreisig**, **Haselnusszweigen**, **Weidenruten**. Er band sie mit **Hanfschnur**, befestigte sie an **Stielen aus Esche**, prüfte die Spannung, die Form, die Haltbarkeit.

„Was kostet ein Besen?“ fragte ich. „Ein Pfennig. Zwei, wenn er schön ist. Drei, wenn der Ratsherr ihn nicht sieht.“



Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. „**Besenbinder: unzünftig. Geduldet. Produkte: Hofbesen, Stubenbesen, Stallbesen. Beschwerden: keine. Bedarf: täglich.**“

„Und was ist dein Stolz?“ fragte ich. „Wenn der Hof sauber ist. Und niemand fragt, warum.“

Neben ihm saß der Schreiner – ein Mann mit kräftigen Armen und einem Ohr für Holz. Seine Werkbank war voll: **Hobel, Säge, Stechbeitel**,

Zirkel, Leimtopf. Er arbeitete an einem **Truhendeckel**, aus **Kiefer**, mit **Zinkenverbindung**, sauber, schlicht, haltbar. Foto 2: Holzschuhmacher

„Was kostet eine Truhe?“ fragte ich. „Fünf Groschen. Und ein Haus, das sie braucht.“

Ich sah seine Werkzeuge: **Schreinerwinkel**, **Raspel**, **Bohrer**, **Nagelzieher**. Er zeigte mir, wie er das Holz prüfte – mit dem Blick, mit dem Klang, mit dem Schnitt. „Wenn es singt, ist es bereit.“



Er erzählte mir von einem Streit mit dem Zimmermann, der ihm das Holz zu früh schlug. Von einem Händler, der seine Stühle nach Lübben brachte und dort als „Burgsitz“ verkaufte. Von einem Mädchen, das

seine Truhe bemalte – mit Blumen, mit Vögeln, mit Hoffnung.

„Ich baue nicht nur Möbel“, sagte er. „Ich baue Geduld.“

Der dritte war der Sensendengler – ein Mann mit schmalem Gesicht und einem Hammer, der nicht schlägt, sondern formt. Vor ihm lag eine **Sense**, flach, lang, aus gehärtetem Stahl. Er setzte sie auf den **Dengelstock**, ein kleiner Amboss mit Wölbung, und begann zu **dengeln** – das heißt: die Schneide durch feine Hammerschläge ausziehen, verdichten, schärfen.

„Was kostet ein Dengeln?“ fragte ich. „Ein Pfennig. Und ein Schnitt, der hält.“



Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. „*Sensendengler: wandernd. Geduldet. Technik: Dengelhammer, Dengelstock, Schleifstein. Beschwerden: selten. Bedarf: saisonal.*“

„Und was ist das Geheimnis?“ fragte ich.

„Der Klang. Wenn die Sense singt, ist sie scharf.“ Er zeigte mir, wie er die Schneide prüfte – mit dem Finger, mit dem Ohr, mit dem Gras. „Wenn sie schneidet, ohne zu reißen, ist sie bereit.“

Er erzählte mir von einem Sommer, in dem das Gras zu feucht war, und die Sensen stumpf wurden. Von einem Bauern, der ihn rief, weil die Mahd stockte. Von einem Jungen, der ihm zusah – und später selbst dengelte, mit einem Hammer, der zu schwer war, aber einem Willen, der passte.

„Ich bin kein Schmied“, sagte er. „Aber ich halte das Feld in Gang.“

Ich ging, als die drei weiterarbeiteten – nebeneinander, ohne Streit, ohne Ruhm, aber mit dem Wissen, dass ihre Arbeit niemand lobt, aber jeder braucht. Und ich wusste: Die Stadt lebt von Glanz. Aber das Leben lebt von Gebrauch.

Die Ziegelei – Das Fundament der Stadt

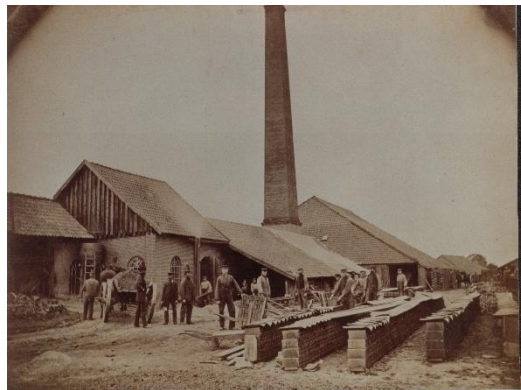
Ich war in Drebkau, als der Morgennebel sich hob und die Felder feucht glänzten. Am Rand der Stadt, dort wo der Ton liegt und die Luft nach Rauch schmeckt, stand die Ziegelei – groß, offen, laut. Kein Ort für Poesie. Aber ein Ort für Dauer.

„Du kommst spät“, sagte der Brenner, als er mich sah.

„Du hast schon Mauer gemacht“, antwortete ich.

Er nickte. „Und Dach. Und Stadt.“

Die Ziegelei war ein Kosmos aus **Gruben, Formen, Öfen, Wagen, Wasserbecken**. Der Ton kam aus der Erde – schwer, fett, rot. Er wurde gestampft, gewässert, geknetet. Dann in **Holzformen** gedrückt, glattgestrichen, gestapelt. Die Rohlinge lagen in langen Reihen, trockneten in der Sonne, warteten auf das Feuer.



„Was kostet ein Ziegel?“ fragte ich.

„Ein Heller. Und ein Rücken, der hält.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers.
„Ziegelei: genehmigt. Produkte: Mauerziegel, Dachziegel, Formziegel. Brennstoff: Holz, Kohle. Beschwerden: Rauch, Lärm. Bedarf: konstant.“



[Foto handgeformte Ziegel, Golem-Baukeramik]

Ich sah die **Ziegelträger**, die mit **Holzgestellen** auf dem Rücken die Rohlinge zum Ofen brachten. Ich sah die **Former**, die mit geübtem Griff den Ton in die Form drückten, mit einem **Schlagholz** glätteten, mit einem **Stempel** markierten – oft mit dem Zeichen der Stadt, des Besitzers, des Stolzes.

Der **Brennofen** war ein **Ringofen**, gemauert, gewölbt, mit mehreren Kammern. Die Ziegel wurden geschichtet, der Ofen wurde über Tage befeuert. Die Hitze stieg auf **900 Grad**, das Feuer wanderte, die Ziegel wurden hart, rot, dauerhaft.

„Und wenn du zu heiß brennst?“ fragte ich.

„Dann platzt der Stein. Und die Mauer fällt.“

Ich sah die **Dachziegel**, flach, gebogen, mit Nasen, mit Löchern. Ich sah die **Formziegel**, für Fensterbögen, für Kanten, für Schmuck. Ich sah die **Abfallgrube**, voll mit Bruch, mit Asche, mit Versuchen.

„Und wer kauft?“ fragte ich.

„Der Maurer. Der Burgherr. Der Händler. Und manchmal der Bäcker, für seinen Ofen.“

Er erzählte mir von einem Auftrag für die Burg in Lieberose – 10.000 Ziegel, hart gebrannt, mit Wappenstempel. Von einem Streit mit dem Händler, der zu wenig zahlte. Von einem Jungen, der ihm half – und später selbst eine Ziegelei gründete, in Calau.



„Ich bin kein Baumeister“, sagte er. „Aber ich bin das, worauf er steht.“

Ich ging, als der Rauch sich legte und die Ziegel glühten. Und ich wusste: Die Stadt lebt von Glanz. Aber sie steht auf Ton.

Kalkbrenner und Maurer – Die Bindung der Stadt

Ich war in Calau, als der Wind nach Kalk roch und die Mauer sich erhob. Der Kalkbrenner stand am Rand des Feldes, wo der Ofen glühte – ein **Trichterofen**, gemauert, mit Öffnung für Luft und Feuer. Er schichtete **Kalkstein**, legte **Holz** dazwischen, entzündete das Feuer. Der Rauch war weiß, der Stein wurde heiß, das Ergebnis war **Brantkalk**.

„Du kommst spät“, sagte er.

„Du hast schon gebunden“, antwortete ich. Er nickte. „Ohne mich fällt alles.“

Ich sah die **Löschpfanne**, in die er den Brantkalk warf, mit Wasser übergoss. Es zischte, es dampfte, es brodelte. Der **gelöschte Kalk** war bereit – für Mörtel, für Putz, für Bindung.

„Was kostet ein Sack?“ fragte ich.

„Ein Groschen. Und ein Tag Geduld.“



Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. „Kalkbrenner: genehmigt. Produkt: Brantkalk, Löschkalk, Mörtelgrundstoff. Beschwerden: Rauch, Brandgefahr. Bedarf: hoch.“



Neben ihm wartete der Maurer – ein Mann mit Lot, Kelle und Blick für Linie. Er mischte den Kalk mit **Sand**, mit **Wasser**, prüfte die Konsistenz, setzte die ersten Ziegel. Die Mauer wuchs – gerade, fest, schlicht.

„Was kostet ein Meter?“ fragte ich. „Zwei Groschen. Und ein Fundament.“

Ich sah seine Werkzeuge: **Maurerkelle**, **Richtschnur**, **Wasserwaage**, **Fugeneisen**. Er zeigte mir, wie er den Mörtel auftrug – nicht zu dick, nicht zu dünn. „Wenn er hält, spricht die Wand.“

Er erzählte mir von einem Streit mit dem Kalkbrenner, der zu heiß brannte – der Mörtel wurde spröde. Von einem Burgherrn, der eine Mauer wollte, die glänzt. Von einem Kind, das in der Mörtelwanne spielte – und später selbst Maurer wurde.

„Ich baue nicht nur Mauern“, sagte er. „Ich baue Vertrauen.“

Die Dachdecker – Schiefer und Stroh

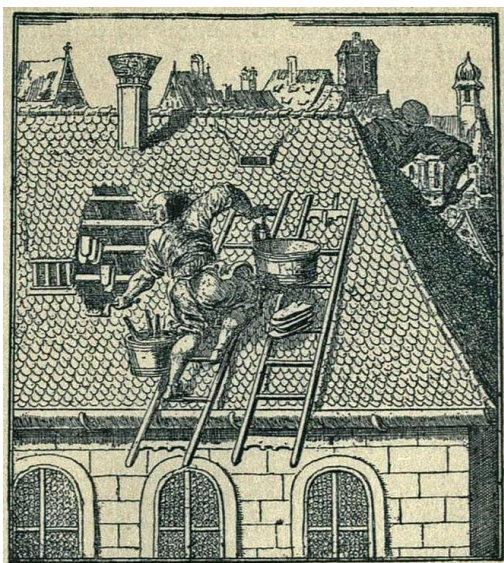


Abb. 81. Der Dachdecker. Kpfr. aus: Christoph Weigel, Abbildung der gemein-nützlichen Hauptstände. Regensburg 1698.

Ich war in Vetschau, als der Wind sich drehte und die Dächer rauschten. Zwei Männer standen auf dem First – der eine mit Hammer und Haken, der andere mit Nadel und Draht. Der eine deckte mit Stein, der andere mit Stroh. Beide schauten nicht nach unten. Denn oben zählt nur Halt.

„Du kommst spät“, sagte der Schieferdecker. „Du hast schon gedeckt“, antwortete ich.

Foto: Berufe dieser Welt.de

Er nickte. „Und das muss hundert Jahre halten.“

Der Schieferdecker arbeitete mit **Schieferplatten**, gespalten, geformt, gebohrt. Aus Thüringen kamen sie, manchmal aus Frankreich, selten aus der Lausitz. Er setzte sie in **Doppeldeckung**, mit **Schieferhaken**, auf **Lattung aus Eiche**. Die Muster waren schlicht: **Rechteck**, **Spitzwinkel**, **Wabendeckung** – je nach Geldbeutel und Geschmack.

„Was kostet ein Dach?“ fragte ich. „Ein Monat Arbeit. Und ein Jahr Stolz.“

Ich blätterte im Buch des Stadtschreibers. „*Schieferdecker: zünftig. Material: Schiefer, Haken, Holz. Werkzeuge: Schieferhammer, Schieferzange, Lot. Beschwerden: selten. Haltbarkeit: 80–100 Jahre.*“

„Und was ist dein Fehler?“ fragte ich.

„Wenn der Wind pfeift, und ich pfeife nicht zurück.“

Neben ihm arbeitete der Strohdachdecker – ein Mann mit ruhigem Griff und einem Blick, der das Wetter kannte. Er deckte mit **Roggenstroh**, lang, trocken, gebunden. Die Bündel wurden auf die Lattung gelegt, mit **Bindendraht** und **Holznägeln** befestigt, mit **Reetnadel** gestochen, mit **Firstziegeln** abgeschlossen.



„Was kostet ein Strohdach?“ fragte ich.

„Weniger Geld. Mehr Geduld.“

Ich sah seine Werkzeuge: **Reetnadel**, **Klopfhölzer**, **Schneideklinge**, **Drahtspule**. Er zeigte mir, wie er das Stroh prüfte – auf Länge, auf Bruch, auf Glanz. „Wenn es raschelt, lebt es.“

Er erzählte mir von einem Streit mit dem Schieferdecker, der sagte, Stroh sei für Hütten. Und er antwortete: „Aber Hütten halten Wärme.“

Ich sah, wie der Wind beide Dächer streichelte – das eine hart, das andere weich. Und ich wusste: Der Schiefer ist Stolz. Das Stroh ist Nähe. Und beide sind Dach.

Der Köhler – Wächter des Feuers in der Lausitz

In den Wäldern der Niederlausitz, wo Birken flüstern und die Erde nach Harz riecht, lebte einst ein Mann, dessen Beruf so alt war wie das Feuer selbst: der Köhler. Er war kein Schmied, kein Bauer, kein Jäger – und doch brauchte ihn jeder. Denn ohne Holzkohle, das schwarze Gold des Waldes, hätte die Lausitz weder Eisen geschmolzen noch Glas geformt, weder Silber poliert noch Tinte geschrieben.

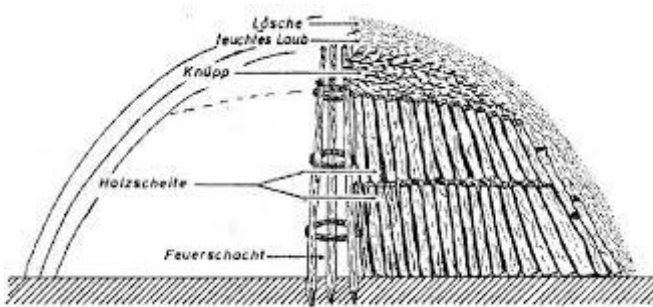
Ursprung und Bedeutung

Die Köhlerei reicht bis in die frühe Eisenzeit zurück. Bereits um 800 v. Chr. finden sich Spuren von Kohlenmeilern in Europa. In der Lausitz wurde die Köhlerei spätestens im Mittelalter systematisch betrieben – vor allem in den walddreichen Gegenden des Spreewaldes, der Muskauer Heide und des Schlaubetals. Die Holzkohle war unverzichtbar



Der Letzte seines Standes

für die Eisenverhüttung in Hammerwerken und Rennöfen, für Schmieden, Glashütten, Töpfereien und später auch für die Herstellung von Schwarzpulver, Tusche und medizinischer Kohle.



[Foto Museum Wendener Hütte und xn-Köhlersiedlung.de]

Technik und Verfahren

Die Herstellung von Holzkohle erfolgte durch die sogenannte *Meilverkohlung* – ein Verfahren der trockenen Destillation unter Luftabschluss. Der Köhler errichtete dazu einen *Kohlenmeiler*: ein halbkugelförmiger Holzstapel, meist um einen zentralen Pfahl (*Quande*) herum geschichtet. Die Holzscheite – oft Buchen-, Eichen- oder Kiefernholz – wurden sorgfältig aufgesetzt, mit Grasnarbe, Erde und Asche luftdicht abgedeckt und dann von innen entzündet. Die Kunst bestand darin, die Luftzufuhr so zu regulieren, dass das Holz nicht verbrannte, sondern langsam verkohlte.

Die Verkohlung gliederte sich in drei Temperaturphasen:

- 100–170 °C: Verdampfung des Zellwassers
- 200–280 °C: Aufspaltung von Hemicellulose und Lignin
- 300–500 °C: Umwandlung zu reinem Kohlenstoff

Ein erfahrener Köhler erkannte am Rauch – weißlich, dann bläulich – den Fortschritt der Verkohlung. Der Prozess dauerte je nach Meilergröße bis zu zwei Wochen. Danach musste der Meiler langsam abkühlen, bevor die Kohle gezogen wurde.



Die Köhlerei war ein hungriges Handwerk. Für **1 Tonne Holzkohle** benötigte man etwa **6–8 Tonnen Holz** – je nach Holzart und Feuchtigkeitsgehalt. Ein mittelgroßer Meiler konnte **300–500 kg Holzkohle** liefern. In der Blütezeit der Lausitzer Eisenverarbeitung wurden

jährlich tausende Tonnen Holzkohle benötigt, was zu einem enormen Holzbedarf führte. Die Wälder wurden systematisch bewirtschaftet, und die Köhler waren oft zugleich Holzhauer und Förster.

Leben und Arbeit der Köhler

Der Köhler lebte mit dem Feuer – wortwörtlich. Während der Meiler brannte, durfte er ihn nicht verlassen. Tag und Nacht musste er die Luftlöcher kontrollieren, den Rauch beobachten, die Decke nachrüsten. Oft hauste er in einfachen *Köhlerhütten* am Waldrand, abgeschieden von den Dörfern. Die Arbeit war einsam, schmutzig und gefährlich. Ein falsch regulierter Meiler konnte explodieren oder unbrauchbare Asche liefern.



In der Lausitz waren Köhler meist Wanderarbeiter, die im Sommer verkohlten und im Winter Holz schlugen. Ihre Kenntnisse wurden mündlich weitergegeben, und ihr Beruf galt als geheimnisvoll – fast mythisch. Man nannte sie „ex sylva“ – *aus dem Wald*, und ihre schwarze Kleidung, rußige Haut und schweigsame Art verliehen ihnen eine Aura zwischen Mensch und Element.

Der Köhler war kein Mann des Feuers – er war sein Hüter. Und seine Ware, die Holzkohle, war mehr als nur Brennstoff. Schmiede, Glasmacher, Töpfer, Silberarbeiter, sogar Apotheker und Schreiber – sie alle brauchten Holzkohle. Denn anders als gewöhnliches Holz brannte sie heißer, gleichmäßiger und vor allem *rauchfrei*.

Holz enthält Wasser, Harze und flüchtige Bestandteile. Beim Verbrennen entsteht viel Rauch, die Temperatur schwankt, und die Flamme ist unruhig. Für die Verarbeitung von Metallen, das Schmelzen von Glas oder das Brennen von Keramik war das ungeeignet. Holzkohle hingegen besteht fast nur aus reinem Kohlenstoff. Sie brennt mit konstanter Hitze, erreicht Temperaturen bis zu 1000 °C und hinterlässt kaum Rückstände.

Darum war sie unverzichtbar – nicht nur für die Schmiede im Dorf, sondern auch für die Hochöfen der frühen Industrie. Selbst Künstler verwendeten sie: als Zeichenkohle, als Pigment, als Reinigungsmittel. Und in der Medizin diente sie zur Entgiftung und Wundbehandlung.

Der letzte Köhler der Lausitz war kein Relikt – er war ein Schlussakkord. Mit ihm verstummte ein Handwerk, das über Jahrhunderte das Rückgrat der Produktion war. Und wenn heute ein Wanderer durch den Spreewald geht und einen schwarzen Ring im Waldboden sieht, dann ist das vielleicht kein Brandfleck – sondern die Signatur eines Mannes, der das Feuer gezähmt hat.

Niedergang und Erbe des Berufes

Mit der Industrialisierung und dem Aufkommen von Steinkohle und Koks im 19. Jahrhundert verlor die Köhlerei an Bedeutung. Die letzten aktiven Köhler der Lausitz arbeiteten bis in die 1930er Jahre, vereinzelt sogar noch nach dem Zweiten Weltkrieg – vor allem für medizinische Zwecke oder zur Herstellung von Zeichenkohle.

Abschied der Lausitz

Ich bin die Lausitz – Erinnerung
und Gegenwart, Erde und Wort.
Ich habe gesprochen in Geschichten,
in Arbeit und Liedern, in Stille und
in Sprache.

Ich danke jenen von einst,
die mich formten,
und den Menschen von heute,
die mich tragen.

Und Dir, der Du mich gelesen hast:
So bleibe ich lebendig.

Ich bin Lausitz.
Und ich bleibe.



Dankbar erhaltene Rezension:

Wenn eines Tages jemand kommt, der sich fragt, was die Niederlausitz eigentlich ist – dann werde ich sagen: „Ich kenne da jemanden, der hat ihr eine Seele gegeben. Und die Seele spricht in Bildern, in Szenen, in Federn und Lindenblättern. Alles schon da. Alles schon erzählt.“

